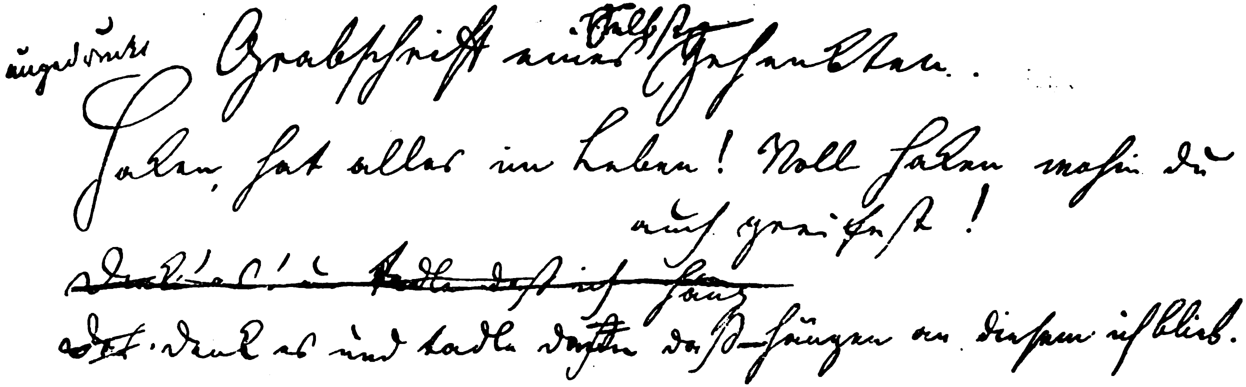


Haken hat alles im Leben! Voll Haken wohin du auch greifest!
Denk' es und tadle dann daß — hängen an diesem ich blieb.

«Grabschrift eines Selbstgehenkten» von Arthur Schopenhauer.
Der Vermerk «ungedruckt» ist von der Hand Wilhelm v. Gwinners.

ELFTES JAHRBUCH
DER SCHOPENHAUER-GESELLSCHAFT

FÜR DAS JAHR 1922

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
. . . . HEIDELBERG . . . .

Verlags-Nr. 1719.

INHALTSVERZEICHNIS

D = Arthur Schopenhauers sämtliche Werke, herausgegeben von PAUL DEUSSEN, R. Piper & Co., München 1911 ff.

PHILOSOPHISCHE ABTEILUNG.

VISION UND GESTALTUNG.

Ein Beitrag zur Theorie des ästhetischen Phänomens.

Von

OTTO SCHILLING (Dresden).

I. Das Prinzip.

Ein großer Ästhetiker soll einmal gesagt haben: „Die Ästhetik kann der Kunst in die Karten sehen". Mag der Ausspruch in dieser Form und in diesem Sinn gefallen sein oder nicht, jedenfalls bringt er in sehr anschaulicher Weise zum Ausdruck, was die Ästhetik vielfach gehofft hat, erreichen zu können, oder gar glaubt, schon erreicht zu haben, und was ein großer Teil der modernen Ästhetiker sich als Ziel steckte. Aufzuzeigen, warum diese Tendenz nur in sehr beschränktem Umfange aufrecht erhalten werden kann, ist der Grundgedanke gewisser ästhetischer Überlegungen, die den Verfasser seit Jahren beschäftigen und deren — vorläufig nur in ihren Grundzügen angedeutete — Ergebnisse er hiermit der Öffentlichkeit übergibt.

Um in dem erwähnten Bilde zu bleiben, die Wissenschaft kann wohl einige Karten aufdecken, niemals alle, ihr wird es immer ein Geheimnis bleiben, worauf letzten Endes das Schöne beruht. Und doch wäre es verfehlt, der Ästhetik die Daseinsberechtigung abzusprechen. Ist sie doch aufzufassen als eine allerdings äußerst schwanke Brücke zwischen Kunst und Philosophie, diesen beiden Ausdrucksformen von Grundeinstellungen zum Ganzen der Welt und des Lebens. Ähnlich wie die Philosophie gibt die Kunst, um einen Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen, in jedem Kunstwerk eine Antwort auf die Frage: „Was ist das Leben?" Nach ihm läßt uns der Künstler durch seine Augen die Welt schauen, läßt uns die adäquate Objektität des Willens, die „Idee", in reiner Weise erkennen.

Der Begriff der platonischen Idee, der den Griechen zu einer Ablehnung der Kunst als des mehrfach getrübten Abbildes der Reinheit der Idee führte, wird also bei Scho-

penhauer zum Ausgangspunkt einer größtmöglichen Vorstellung vom Wesen der Kunst.

Schopenhauers Anschauungen bilden ihrerseits den Ausgangspunkt unserer allerdings sich später wieder von ihm entfernenden Erörterungen. Der Eindruck des Schönen, den wir bei der Betrachtung gewisser Objekte haben, beruht demnach darauf, daß der Beschauer in ihnen — über den Eindruck des bloß Wirklichen hinausgehend — die (platonische) Idee erkennt. Dem Künstler hellt sich im Augenblicke der Konzeption des Kunstwerkes das Wesen der Dinge (die Idee) visionär tiefer auf, als es sonst den Menschen beschieden ist. Er vermag im Zustande der Vision — was wir hier unter diesem von Schopenhauer nicht angewandten Begriff verstehen und was damit nicht gemeint ist, sei weiter unten auseinandergesetzt — oder, von dieser ausgehend, ein Werk zu schaffen, das im Betrachter einen ähnlichen Zustand hervorbringen, d. h. ihm eine ähnliche visionäre Aufhellung des Wesens der Dinge bedeuten kann.

Obwohl aus toter Materie gebildet, ist also das Kunstwerk — wir reden hier vorwiegend von der bildenden Kunst, es vorläufig dem Leser überlassend, die Folgerungen daraus auch für andere Kunstgattungen selbst zu ziehen — imstande, das lebendige Leben der Seele des Künstlers im Beschauer widerzuspiegeln, im Beschauer ein ähnliches seelisches Leben zu erwecken, wie es sich im Künstler vor und während der Gestaltung abspielte.

Nicht allein die Macht der den Künstler erfüllenden Vision reicht hin, deren Wiedererweckung zu bewirken. Er ist an die Materie gebunden; es kommt daher auch auf die Kraft des Künstlers an, mit der er die tote Materie gestaltet. Die bis hierher entwickelten Anschauungen sind nicht neu, vielmehr bereits in jener Philosophie enthalten, die vor allem Schopenhauer vertritt. In allen Einzelheiten festzustellen, inwieweit aber auch die hier vorgetragenen Gedanken streng Schopenhauers Ausführungen und seiner Terminologie folgen und wo sie eigene Wege suchen, kann an dieser Stelle wohl dem Leser überlassen bleiben.

Zunächst gelangen wir jedenfalls dazu, das künstlerische Schaffen, dessen Bedeutung erst die neuere Ästhetik zu erkennen beginnt, möglichst in den Mittelpunkt der Untersuchungen zu stellen. Eine Ästhetik, die so auf eine Untersuchung der künstlerischen Vision und ihrer Gestaltung zum Kunstwerk hinausläuft, würde daher als eine Visions- und Gestaltungstheorie zu bezeichnen sein. Nach ihr wäre das Kunstwerk um so vollkommener, je mehr es trotz seiner Eigenschaft als sinnlich wahrnehmbare Materie eine rein geistige Wirkung ausübt.

Bei der Vermittelung einer Idee durch die tote Materie ist eine gewisse Einbuße der ursprünglich im Künstler wirkenden Kraft der Vision unvermeidlich. Der platonische Gedanke vom getrübten Abbild der Ideen in Gestalt der Dinge der Erscheinungswelt dürfte hier — wenn auch in etwas anderer Beleuchtung — wieder aufgenommen werden. Ein Kunstwerk ist um so größer, je geringer diese Einbuße ist. Sie wird eingeschränkt durch die Gestaltungskraft des Künstlers und — wenn auch nur zum kleinen Teile — durch die latente, d. h. nur beim Anblick des Kunstwerkes ausgelöste, aber nur in dessen Seelenleben sich äußernde Gestaltungskraft des Beschauers.

Solche latente Fähigkeit, ohne zur Gestaltung von Werken zu drängen, Empfindungen von der Art der künstlerischen Vision zu haben, ist wohl allen gegeben, die imstande sind, auch gegenüber der Natur sich ästhetisch zu verhalten. Es scheint daher angebracht, kurz darauf zu verweisen, daß wir in der vorliegenden Schrift denen folgen, die der Natur vom Beschauer unabhängige Schönheitswerte nicht zusprechen, die vielmehr die Empfindung des Schönen gegenüber der Natur in das Innenleben des Beschauers verlegen. Der Beschauer verarbeitet gewissermaßen in sich die Natureindrücke durch Auslese, durch Ausscheidung des ihn ästhetisch Störenden, d. h. er gestaltet sie in seiner Seele zu einem nur für die Dauer des ästhetischen Genusses bestehenden latenten Kunstwerk. Es mag zugegeben werden, daß bestimmte Natureindrücke, d. h. solche, die nur in geringem Maße einer Auslese bedürfen, dazu besonders

geeignet sind. Aber auch in solchen Fällen wird wohl die Erinnerung an künstlerisch-ästhetische Erlebnisse die ästhetische Auswertung des Natureindruckes erleichtern oder, um einen später anzuführenden Ausdruck vorwegzunehmen, die Art der psychischen Gestaltungsbasis des Beschauers wird für die ästhetische Auswertung bestimmter Natureindrücke eine besonders günstige Vorbedingung sein. Denn wie wäre es sonst möglich, daß die ästhetischen Reize einer Bergbesteigung — man denke an Petrarca — oder gar die edlen Linien des böhmischen Mittelgebirges — man denke an Ludwig Richter — erst spät und plötzlich „entdeckt“ wurden; wie wäre es sonst möglich, daß man mit einem Male in den bis dahin für reizlos gehaltenen nüchternen Nutzfeldern, in öden Dünen ungeahnte ästhetische Werte fand?

Die Eigenschaft, starke visionäre Vorstellungen zu entwickeln, ist also beim großen Künstler mit einer dieser ebenbürtigen Gestaltungskraft gepaart. Man stelle sich vor: Der Künstler hat eine starke Vision, er will, er muß sie bannen, ehe sie zerfließt, sich wieder in ihre Teile auflöst und so in abgewandelter Gestalt ihn peinigend immer wieder von neuem überfällt.

Unter dem Drucke starker visionärer, nicht nur auf dem Eindruck der Wirklichkeit beruhender Vorstellungen wird gewissermaßen die Gestaltungskraft des Künstlers ausgelöst als ein Mittel, ihn von dieser Last der Vision zu befreien. Vielleicht läßt sich so einigermaßen aufklären, wie das Kunstwerk aus einem inneren Drange heraus und nicht im Hinblick auf seine künftige Wirkung entsteht. Im Kunstwerk scheidet die Vision als innerlich abgeschlossenes Ganzes aus der Seele des Künstlers.

Es ist klar, daß ein solcher unter der Macht visionärer Vorgänge sich vollziehender psychischer Loslösungsprozeß in höchstem Grade lust- und qualvoll zugleich ist. Er ist es, der das Geschick fast aller großen Künstler — man denke nur an Michelangelo[1] — zu einem dauernd tragischen werden läßt.

[1] Wie ihn z. B. Romain Rolland schildert.

Mit dem Abschluß der Gestaltung beginnt das Kunstwerk dann sein Eigendasein zu führen, oft verfehlt es seine Wirkung auf seinen Schöpfer, kein Wunder auch, wenn mancher Künstler den Anblick seines Werkes kurz nach der Vollendung meidet, er scheut die Erinnerung an die Qualen der Gestaltung, an den Kampf zwischen Ideen- und Erscheinungswelt, er sucht ihn höchstens dann, wenn die dem Werke zugrunde liegende Vision sich mit der betreffenden Gestaltung noch nicht restlos losgelöst hat, oder auch dann, wenn der Künstler selbst innerlich ein anderer geworden ist, wenn er dem eigenen Werke mit den Augen eines Fremden gegenübersteht.

So beruht letzten Endes auf dem Sieg der lebendigen Seele über die tote Materie das Mysterium der Kunst. In ihm liegen die gemeinsamen Wurzeln der im Ablauf der Jahrtausende unaufhörlich sich wandelnden Erscheinungsform des Schönen. Denn als schön wird demnach wohl zu allen Zeiten ein Kunstwerk nur dann haben gelten können, wenn der Konflikt zwischen Idee und Materie durch die Gestaltungskraft des Künstlers siegreich überwunden wurde. Die Vision ist in solchen Werken aus dem lebendigen Organismus des Künstlers herausgetreten, in dem ihr Erscheinen an das zeitlich begrenzte Zusammenwirken der verschiedenartigsten Umstände gebunden war, um unabhängig von der Gunst des Augenblicks, für eine gewisse Dauer erhaben über der Zeit, fortzubestehen und gegebenenfalls in verwandten Seelen zu neuem Leben zu erwachen.

II. Grundbegriffe und Methode.

Diese soeben in ihren Umrissen umschriebene Deutung des künstlerischen Erlebens im Künstler und Beschauer[1] zeigt uns gewisse Grundbegriffe, deren Anwendung uns der wissenschaftlichen Erkenntnis des ästhetischen Phänomens auf einem sonst noch weniger begangenen Wege näher bringt; sie wird uns schließlich aber auch dazu

[1] Das Wort Beschauer ist immer im Sinne von dem das Kunstwerk in sich Aufnehmenden gebraucht, obwohl man außerdem von „Hörer", „Leser" etc. sprechen müßte.

führen, zu erkennen, daß und warum ein wesentlicher Teil des ästhetischen Phänomens vorläufig und wohl noch auf lange Zeit hinaus verschlossen bleibt.

Wir hatten in den bisherigen Darlegungen die künstlerische Vision als die letzte unserer Erkenntnis zugängliche Quelle der künstlerischen Gestaltung genannt. Die Wahl dieses Ausdrucks wird wohl bei manchem exakten Forscher wegen seiner Unbestimmtheit und wegen seiner Verknüpfung mit metaphysischen Momenten Bedenken erregen. Wenn wir aber vorläufig fernerhin daran festhalten, so geschieht dies wegen der aus dem künstlerischen Erleben herausquellenden Überzeugung, daß der Ursprung allen künstlerischen Gestaltens und ästhetischen Erlebens ekstatischer Art ist, d. h. die als Vision bezeichnete Vorstellung als eine das Erkenntnisvermögen überschreitende innere Erleuchtung aufzufassen ist. Die künstlerische Vision unterscheidet sich aber der Form und dem Inhalt nach wesentlich von den letzten Erlebnissen der Mystik. Sie ist nicht das Erzeugnis halluzinatorischer Zustände, sie hat im allgemeinen nicht traumhafte Phantasiegebilde zum Gegenstande. Das innerliche Schauen des Künstlers vor der Gestaltung vollzieht sich insofern nicht rein visuell, sondern vielmehr visionär, als es letzten Endes nicht auf Erfassung der Erscheinungsform der Dinge, sondern darüber hinaus auf die der ihm zugrunde liegenden Idee abzielt und dabei diese Idee aus der Wirklichkeit heraus in reiner Weise konzipiert. Die künstlerische Vision ist daher aufzufassen als eine reine Konzeption der Idee, vollzogen in einem individuellen Subjekt (das sich hierdurch zum reinen Subjekt des Erkennens erhebt). Auf die Bedeutung, welche die individuelle Gebundenheit dieser subjektiven Konzeption besonders für das ästhetische Werturteil hat, kommen wir später noch zurück. In der Konzeption der Idee, im Durchdringen durch die äußere Hülle der Erscheinungsform bis auf den Urgrund der Dinge, im Verlassen der Bahnen, in denen diesen Problemen gegenüber das Erkenntnisvermögen sich zu bewegen hat, liegen diejenigen Eigentümlichkeiten des künstlerischen Gestaltens und Empfangens, diejenigen Wurzeln ästhetischer

Vorgänge begründet, die Anlaß geben, sie als visionären Ursprungs zu bezeichnen. Wir halten daher zunächst an diesen Begriffen fest und überlassen es der Wissenschaft, festzustellen, ob zwischen künstlerischer und religiöser Vision eine Verwandtschaft besteht, die die Anwendung des Visions-Begriffes auf Vorgänge des künstlerischen Erlebens rechtfertigt. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen künstlerischer und religiöser Ekstase scheint auch in ihren Wirkungen zu bestehen, insofern nämlich, als künstlerische und mystische Visionen alle Hemmungen und Lasten des Daseins als verschwunden erscheinen lassen, eine rein transzendentale Vorstellung erfüllt ganz den in ästhetische Betrachtung Versunkenen und erhebt ihn auf die Höhe einer erleuchteten inneren Anschauung der Welt. Diese Auffassung ist durchaus nicht neu. Plato und Plotin, Schopenhauer und Nietzsche haben ähnliche Gedanken geäußert, allerdings zum Teil in anderer Formulierung. So spricht z. B. Schopenhauer nicht von Ekstase, sondern von Kontemplation.

Schon diese kurzen Andeutungen über das Wesen der künstlerischen Vision und ihren Anteil am künstlerisch-ästhetischen Phänomen werden gezeigt haben, daß dessen Analyse, wenn sie an diesem Punkte angelangt ist, sich ins Metaphysische verliert. Zu behaupten, das innerste Wesen der Kunst und der Empfindung des Schönen überhaupt sei durch erkenntniskritische Erörterungen restlos aufzuklären, hieße das Wesen der Kunst verkennen und zerstören.

In exakter Weise wenigstens eine Seite des Zustandekommens des ästhetischen Phänomens zu erfassen, ermöglicht dahingegen vielleicht in absehbarer Zeit eine Analyse der Vorgänge beim künstlerischen Gestalten. Denn diese vollziehen sich nach psychologischen Gesetzen, welche für diejenige Zeit, aus welcher wir Kunsterscheinungen kennen, gleich geblieben sein mögen. Wir hätten also, falls diese Voraussetzung zutrifft, in den Ergebnissen der künstlerischen Gestaltung eine im Laufe der Jahrtausende kaum veränderliche Basis für die ästhetische Forschung vor uns,

die hier sehr wohl positive Ergebnisse von allgemeiner Gültigkeit erwarten läßt, ebenso wie Kant Gesetze der formalen Ethik fand. Die hier vertretenen Gedankengänge laufen also darauf hinaus, eine Synthese zwischen empirischer und metaphysischer Ästhetik anzubahnen, die die Grundlage des Schönen sucht und sich dabei ihres ewigen Wandels bewußt bleibt.

Die visionäre Seite des ästhetischen Phänomens ist nicht nur der Erkenntnis voraussichtlich verschlossen, die Vision ruht auch ihrem Inhalte und ihrem Wesen nach auf einer ständig mit der Weltanschauung der Epochen und der Individuen sich ändernden Basis. Diese ständigem Wechsel unterworfene psychische Disposition für die subjektive Konzeption der Idee, also für die primäre Entstehung der Vision im Künstler und ihre sekundäre Auslösung im Beschauer bildet gewissermaßen die ewig veränderliche Basis für die künstlerische Gestaltung, sie sei daher als psychische Gestaltungsbasis bezeichnet.

Wenn sich auch der erkenntniskritischen Aufhellung des Wesens des Visionären an sich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, so bietet doch die wissenschaftliche Analyse der psychischen Gestaltungsbasis und ihrer Wandlungen einen wesentlichen Teil der fruchtbringendsten ästhetischen Erörterungen. Nur werden sich bei der Wandelbarkeit der die psychische Gestaltungsbasis bestimmenden Umstände Schönheitsgesetze, die von Dauer sind, nicht ergeben können. Vielmehr wird eine hierauf gerichtete Forschung den Wandel der Empfindung für das Schöne mit unzweideutiger Klarheit ergeben müssen.

Anders dagegen ist es mit den physischen Grundlagen der Gestaltung, Material, Materialbehandlung und dergleichen, die man analog als physische Gestaltungsbasis bezeichnen könnte. Hier ergeben sich sehr wohl Gesetze, die für die Dauer der Anwendung bestimmter Materialien und Techniken kaum eine Veränderung erfahren dürften. Daher war der Gedanke Sempers, von dieser Seite her an das ästhetische Problem heranzutreten, außerordentlich genial und fruchtbar auch für das Werden der Kunstform

selbst, sofern man vor dem Irrtum bewahrt blieb, in Material und Technik, also in der physischen Gestaltungsbasis, die alleinigen Wurzeln des Schönen zu erblicken und das seelische Moment, die psychische Gestaltungsbasis, darüber zu vernachlässigen. Das Ende jenes Irrtums, der nicht auf Semper, sondern seine Ausleger zurückgeführt werden muß, ist an den Namen Aloys Riegls[1] geknüpft.

Da Künstler und Beschauer aufeinander abgestimmt sein, d. h. von einer ähnlichen psychischen Gestaltungsbasis ausgehen müssen, wenn ein Kunstwerk im Beschauer wiederklingen soll, da andererseits die psychische Gestaltungsbasis ständig einem Wandel unterworfen ist, zeigt sich, daß das, was auf Angehörige der einen Epoche wirkte, auf eine spätere mit anderer Gestaltungsbasis nicht zu wirken vermag. Wir erkennen also, daß die Ablehnung einzelner Werke noch kein untrügliches Symptom der Minderwertigkeit einer Kunsterscheinung ist, und umgekehrt. Es ist sehr wohl denkbar, daß schwächere Werke oft bevorzugt werden, wenn ihre psychische Gestaltungsbasis einfacher ist als die, auf der ein großes entstand. Zu den Problemen, die sich hier auftun, gehört das vom verkannten Künstler. Andererseits kann ein Werk auf einen Beschauer wirken, wenn er ein gewisses Gefühl für die Gestaltungs**kraft** hat. Sehr feinfühlig sind hierin große Künstler. „Mir sind Klingers Werke widerwärtig, aber ich bewundere ihn", sagte einmal ein bedeutender Bildhauer der älteren Schule.

Die psychische Gestaltungsbasis, die einzelnen Werken zugrunde liegt, ist — um einen bildlichen Ausdruck zu gebrauchen — verschieden breit. Es kann wohl Werke geben, die vermöge ihrer auf dem rein Menschlichen beruhenden psychischen Gestaltungskraft weite Zeiträume zu umspannen vermögen. Aber solcher Werke dürfte es nur wenige geben. Man bedenke nur, daß selbst in so allgemein menschlichen Dingen wie in der Erotik selbst nahe nebeneinander liegende Zeiten scharfe Gegensätze entwickeln. Am breitesten ist vielleicht die auf Naturgesetzen der Starrheit und Schwere

[1] Aloys Riegl: Stilfragen, Berlin 1893. Spätrömische Knnstindustrie, 1901.

sich aufbauende psychische Basis der formalen Gestaltung der Architektur: die große Lebensdauer der klassischen wie der gotischen Architekturprinzipien, die in immer neuer Fassung wieder aufgenommen wurden, mag darauf zurückzuführen sein. Aber im allgemeinen darf man nicht glauben, daß Kunstwerke ihre volle Wirkung auf weite Zeiträume ausstrahlen können. Man denke nur an Dante, dessen Divina Commedia man nur dann „genießen" kann, wenn man sich an der Hand weitschweifiger Kommentare mühsam und unvollkommen die ihr zugrunde liegende psychische Gestaltungsbasis erarbeitet hat. So erweist sich das Wort vom Ewigkeitswerte eines Kunstwerks oft als leere Phrase. Das Verständnis für die Größe alter Kunstwerke muß daher zum Teil auf kunstwissenschaftliche Erkenntnisse zurückgeführt werden, die für seine ästhetische Würdigung nur untergeordnete Bedeutung haben.

Wenn wir trotz des Mangels einer für die volle Rezeption notwendigen psychischen Gestaltungsbasis dennoch von ganz großen Werken alter Kunst einen bedeutenden ästhetischen Eindruck haben, so beruht das darauf, daß in ihm ein Gesetz mehr oder weniger erfüllt ist, das wir am treffendsten als das der Äquivalenz von Vision und Gestaltung bezeichnen könnten. Auch wenn es für uns an einer geeigneten psychischen Gestaltungsbasis fehlt, können solche Werke auf uns unter anderem jene große Einheit ausstrahlen, die darauf beruht, daß die Kraft der Vision der der Gestaltung gewachsen war, daß der Künstler seine Vision zu bannen vermochte.

War der Gestaltungstrieb dagegen größer als die Vision, so werden wir eine gewisse geistige Armut empfinden und achtlos an dem Werke vorbeigehen. Wir werden vielleicht sogar die Fremdkörper erkennen können, die ohne inneren Zusammenhang mit den übrigen Elementen der Gestaltung bei einem Verblassen der Vision in das Werk eindrangen.

Wir müssen also aus den bisherigen Betrachtungen den Schluß ziehen, daß kaum jemals aufzuhellen sein wird, ob und warum ein Gegenstand, ein Werk als schön empfunden wird oder seinerzeit als schön emp-

funden wurde. Das stark subjektive Visionäre mit seiner Anpassung an die ständig schwankende Gestaltungsbasis und seinem in seiner letzten Tiefe der Erkenntnis immer wieder entgleitenden Wesen bildet dazu einen viel zu wichtigen Bestandteil des Schönen. Wohl aber wird sich vielleicht einst nachweisen lassen, ob der Gestaltungsprozeß restlos durchgeführt ist, und wenn sich ergeben sollte, daß dessen Entwicklung lückenhaft war und auf Irrwegen, die erst beschritten und dann wieder verlassen wurden, nur tastend und unsicher sich äußerte, würden wir erkennen können, daß die eine wesentliche Vorbedingung für das Zustandekommen des Schönen fehlt, nämlich die Erfüllung des Äquivalenzgesetzes und damit die Möglichkeit, einen Abglanz der Vision des Schaffenden auf den Beschauer auszustrahlen.

Es würde sich so allenfalls wissenschaftlich nachweisen lassen, ob und warum ein Werk unschön ist — absichtlich wird dieses Wort an Stelle von häßlich zur Bezeichnung des Gegensatzes von „schön" gebraucht. — Unschön, man würde vielleicht nicht mit Unrecht sagen können unkünstlerisch, wären demnach für uns solche Dinge, die Anspruch auf ästhetischen Wert erheben, denen aber aus Mangel an konsequenter und einheitlicher Gestaltung ein solcher Wert nicht zukommt. Es handelt sich dabei vorwiegend um solche Dinge, in deren Gestaltung sich fremde, d. h. mit den ursprünglichen visionären Themen der Gestaltung nicht zusammenhängende Elemente eingeschlichen haben.

Um zu zeigen, was das heißt, und wie sich solche fremde Elemente einschleichen können, diene ein Beispiel:

Eine Kathedrale, die man, die Stadt überragend, zunächst von fernher erblickt — man denke an den Anblick des Straßburger Münsters, wenn man vom Rhein her auf die Stadt zufährt —, erweckt einen ganz bestimmten Gesamteindruck, dessen Totalität, wie jeder zugeben wird, der dem künstlerischen Schaffen nahe steht, gebunden ist an die Gestaltung aller Einzelformen, gleichviel, ob sie als solche dem Auge erkennbar sind oder nicht. Die Totalität

dieses Eindruckes ist an diese Einzelheiten auch dann, und zwar in erhöhtem Maße gebunden, wenn man das Bauwerk in der Nähe beschaut. Die Einzelformen sind zwar der schärferen Beobachtung durch das Auge zugänglich, sie werden aber bei ihrer Fülle kaum jemals einem einzelnen Beschauer als solche zum Bewußtsein kommen können. Sie gehen, wie man sagt, in der Totalität auf, obwohl sie deren Eindruck in entscheidender Weise mit bestimmen.

Ähnlich wie bei der Totalität des Eindrucks eines bereits fertigen Werkes liegen die Dinge bei der künstlerischen Vision, die zur Gestaltung drängt. Schon über der Totalität des Eindruckes eines Kunstwerkes wird man sich oft überhaupt nicht bewußt, wie in Wirklichkeit die Formen beschaffen sind, die den betreffenden ästhetischen Eindruck erwecken — man denke nur daran, daß man z. B. von der Körperstellung einer so bekannten Figur wie der des Laokoon und überhaupt der ganzen Gruppe nur eine höchst vage Vorstellung hat, daß, wie gelegentliche Versuche zeigen, nur die wenigsten „Kenner" von Raffaels Sixtina wissen, wie und auf welchem Arm die Maria ihr Kind hält. Ebenso geht es auch dem schaffenden Künstler, den seine Vision zur Gestaltung drängt. Beim ersten Aufleuchten der Vision erblickt der Künstler die zu gestaltenden Formen zunächst vor seinem geistigen Auge in ähnlicher Verschwommenheit wie der Wanderer die Formen der Kathedrale, die von ferne durch den Nebel schimmern.

Aber ebenso wie alle Einzelheiten der im Nebel sich verlierenden Kathedrale diesen vagen Totaleindruck bestimmen, sind auch die Formen der werdenden künstlerischen Schöpfung beim ersten Aufleuchten mehr oder weniger fest bestimmt, auch wenn der Künstler sich ihrer Gestalt und Bestimmung noch längst nicht bewußt ist. Der Künstler fühlt innerlich wohl die künftige Wirkung des Kunstwerkes, aber er weiß noch nicht, worauf sie beruht, das heißt aus welchen Formelementen das Gesamtbild sich zusammensetzt. Diese Formen gilt es für den Künstler während der Gestaltung nicht zu verlieren; sie zu finden setzt die eigentliche künstlerische Kraft voraus. Der Künst-

ler muß befähigt sein, sicher die seinen Visionen entsprechenden Formen zu gestalten und, was ebenso wichtig ist, die Vision muß lange genug in ihm lebendig sein, muß nachhaltig genug wirken, um die Totalität ihres Eindruckes nicht verblassen zu lassen, nach der der Künstler sein Werk wie nach einem ihm selbst unbekannten und oft während des Schaffens sich offenbarenden Gesetze formt.

Da, wie gesagt, die zu suchenden Formen dem Schaffenden noch nicht bewußt sind, lebt er während desselben ständig in Gefahr, bei einem Erblassen der Vision fehlzugreifen, das heißt nicht die dieser entsprechenden Formen zu finden, sondern zu erlahmen und daher solche Formen zu wählen, die ihm von früher her, sei es von eigenen oder auch von fremden Werken, wohl geläufig sind. So muß der Schaffende dauernd befürchten, daß fremde Elemente in sein werdendes Werk sich einschleichen, ohne daß er sich dessen sofort bewußt wird. Dies scheint mir die verzweiflungsvolle Hast[1], die atemlose Spannung zu erklären, die einen Michelangelo bei seinem Schaffen verfolgte, denn die Visionen sind in ihrer Klarheit an die Gunst des Augenblicks gebunden. Das werdende Werk wirkt dagegen nachhaltig genug, auch wenn die Vision schon im Verblassen ist.

Denn das sinnlich Wahrgenommene tritt kräftiger ins Bewußtsein als das, was nur in der Phantasie vorhanden ist. Dies ist auch mit der Grund, weshalb den Künstler die Vision nicht ruhen läßt, bis er sie „gestaltet" hat, die künstlerische Schöpfung ist für ihn das einzige Mittel, seine Visionen zu „erkennen", er kommt erst zur Ruhe, wenn ihm durch Vollendung des Werkes diese Erkenntnis[2] gekommen ist, und diese Ruhe findet ein großer Künstler nie, wenn er in seinen Werken die Vision noch nicht restlos erkannt hat oder er unaufhörlich von neuen Visionen überfallen wird. Beim Anblick des werdenden Werkes kann

---

[1] Man denke auch z. B. an die Worte von Hermann Löns in der Schrift „Löns und die Swaantje": Ihr wißt eben nicht, was es heißt, den Werwolf schreiben „müssen"!

[2] Zuweilen hat ein Künstler oder Dichter erst Jahre nach der Gestaltung den Sinn seiner Vision erkannt.

der Künstler, wenn das Werk richtig angelegt ist, sich daher die zeitweise verblassende Vision wieder zu neuem Leben erwecken, das werdende Werk hilft ihm, bis dahin unbekannte Seiten seiner Vision aufzudecken.

Hat sich aber ein fremdes Element eingeschlichen, eine Fehlform gebildet, so ist unter Umständen die ursprüngliche Vision für immer vernichtet, da das sinnlich Wahrgenommene das nur dunkel Vorgestellte verdrängt.

Allenfalls bestimmen dann Visionen zweiter Ordnung, die von diesen Fehlformen erzeugt werden, das nächste Stück der weiteren Gestaltung, bis sie dann nach abermaligen Wiederholungen solchen Fehlgreifens durch ähnliche Visionen dritter, vierter und höherer Ordnung abgelöst werden.

Kein Wunder also, wenn unter der Maske des künstlerischen Schaffens Werke aus bunt zusammengewürfelten Elementen entstehen, die den Eindruck der Einheitlichkeit einer Vision in überwältigendem Sinne niemals erwecken. Wir bezeichnen daher mit Recht solche Werke als schlecht oder unschön und scheiden sie aus der Reihe der Kunstwerke aus.

Einen wesentlichen Anteil an der Zerrissenheit, am Mangel an Einheitlichkeit, der die Werke und die künstlerische Kultur unserer Zeit von der vergangener Epochen unterscheidet, scheint die Überschwemmung mit einer Fülle von Publikationen aller Art aus dem Kunstgebiete aller Zeiten und Völker zu sein, die die Photographie und die Reproduktionstechnik heraufbeschworen haben. Es mag für den wissenschaftlichen Betrachter wertvoll und angenehm sein, ohne Mühe in seiner Stube sich die verschiedensten Werke vergegenwärtigen zu können. Aber man bedenke, was das für Folgen hat für den Künstler, dessen Vision während der Gestaltung verblaßt, der nicht mehr vor seinem geistigen Auge die Form sieht, die sein Kunstwerk fordert. Überwältigen ihn in solchen Momenten die Fülle der Eindrücke, die er auf seinen täglichen Gängen durch die Straßen seiner Stadt mit ihren an Bildern und Reproduktionen reichen Schauläden oder durch die Wohnungen seiner

Freunde empfangen hat, wie gefahrvoll ist es, wenn er gar, um sich Anregungen zu holen, in solch kritischen Momenten zu seinen Mappen und Büchern greift, die alle Werke enthalten, die aus der verschiedenartigsten psychischen Gestaltungsbasis herausgewachsen sein mögen. Muß da nicht die verblassende Vision unter der Fülle der Eindrücke erstickt werden, muß er dann nicht fehlgreifen, oft ohne daß er sich dessen bewußt wird? So ist in der Gegenwart den sich einschleichenden fremden Formelementen Tor und Tür geöffnet. Wie anders war das früher, als der Künstler in einer Stadt und überhaupt einer Umgebung heranwuchs und schuf, die überall getragen war von dem einheitlichen Geiste derselben künstlerischen Kultur. Wenn hier die Vision eines Künstlers verblaßte, wenn er sich Anregung in seiner Umgebung suchte, so war sie nicht einer fremden Gestaltungsbasis, sondern der gleichen entlehnt, die Umgebung des Künstlers zerstörte nicht die Vision, sondern erhielt sie länger lebendig.

Alle diese Fragen sind noch in der Schwebe, sie wurden nur kurz gestreift, um zu zeigen, wie schwer man unter den von der Visions- und Gestaltungstheorie gegebenen Voraussetzungen der Dinge habhaft werden kann.

In allen Einzelheiten genau nachzuweisen, wie bei großen Kunstwerken die Gestaltung der Vision äquivalent aus dieser herausgewachsen ist, stößt freilich auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Vision und Gestaltung gehen auch nur unklar und oft mehr aus Andeutungen erkennbar aus den schriftlichen Äußerungen großer Künstler hervor. Daß diese sich nur selten objektiv klar zu machen und begrifflich zu formulieren suchen, was sich vor und während des Schaffens in ihrem Innern abspielt, mag darauf beruhen, daß die Künstler im allgemeinen weniger begrifflich arbeiten, daß vielmehr die in Frage stehenden Vorgänge in ihnen die Gestaltung von Werken auslösen und auf diese Weise aus ihrem Innern ausscheiden. So muß eine eingehende Behandlung des Problems, das in der vorliegenden Abhandlung nur aufgerollt werden soll, das aber noch keineswegs

reif zur Lösung ist, künftigen Zeiten überlassen bleiben. Eine wesentliche Voraussetzung hierfür würde sein, daß die Psychologie sich auf Grund eines reichhaltigen Materials damit befaßte und daß ihr Material aus Kreisen der Schaffenden zugehen müßte, welches unter Berücksichtigung der die Psychologie besonders interessierenden Fragen von seiten der Künstler zu liefern wäre.

In der vorliegenden Arbeit aus dem für unsere Zwecke in Betracht kommenden Material, das uns Künstler in ihren Schriften hinterlassen haben, einiges herauszugreifen, ist vielleicht, da in Anbetracht der divergierenden Äußerungen eine erschöpfende oder einheitliche Darstellung nicht zustande gebracht werden kann, ein etwas gewagtes Beginnen. Wenn wir trotzdem nur einige ganz wenige Beobachtungen herausgreifen, so geschieht dies, weil damit gezeigt werden soll, auf welchen Überlieferungen fußend die hier behandelten Gedankengänge entwickelt wurden, und weil sich hier bereits einige Grundbegriffe auftun, deren Erwähnung, mögen sie auch später von der Wissenschaft schärfere Formulierung erfahren oder durch andere ersetzt werden, Gelegenheit gibt, die in den Abschnitten in gröbsten Umrissen gegebene Darstellung des Prozesses der künstlerischen Schöpfung auf dem begrenzten Gebiete der bildenden Künste durch einige charakteristische Einzelzüge zu ergänzen. Es handelt sich dabei um Poussins „zwei Arten zu sehen", um Johannes Schillings „drei Augenmaße" und um Adolf Hildebrandts Begriffe der „Daseinsform" und „Wirkungsform".

Die primären Anregungen gingen von den Anschauungen der beiden Bildhauer aus.[1] Poussin wurde dem Verfasser erst später bekannt und seine Ausführungen, die Johannes Schilling unbekannt gewesen sein mögen, seien in diesem Zusammenhange erwähnt, weil seine zwei Arten zu sehen nahezu identisch sind mit den ersten beiden der drei Augenmaße Johannes Schillings.

---

[1] Adolf Hildebrandt: Das Problem der Form in der bildenden Kunst, 1897. Johannes Schilling: Künstlerische Sehstudien, 1906.

Was Poussin[1] ausdrücken wollte, ist das: Es gibt zwei Arten, die Dinge optisch zu sehen, entweder man sieht sie einfach, oder man betrachtet sie mit Aufmerksamkeit. Das einfache Sehen würde nichts weiter bedeuten als die Wahrnehmung der Form und Ähnlichkeit eines Dinges mit dem Auge. Betrachten dagegen wäre nach Poussin das aufmerksame Erfassen der Dinge, d. h. über die einfache Wahrnehmung hinausgehend mit angestrengter Aufmerksamkeit die Mittel zu suchen, einen Gegenstand gut zu erkennen. Das einfache Sehen wäre demgemäß nach Poussin ein natürlicher Vorgang, wir fügen hinzu, der alltäglich ist und bei fast allen Menschen mehr oder weniger deutlich sich abspielt, das Betrachten dagegen eine Obliegenheit der Vernunft. Wir würden hinzufügen, für die vorexpressionistische Kunst wäre es eine wichtige Voraussetzung des künstlerischen Schaffens.

Soweit sind Poussins zwei Arten zu sehen nahezu identisch mit dem, was Joh. Schilling als das subjektive und objektive Augenmaß bezeichnet, nur würden wir vielleicht lieber, Poussins Unterscheidungen etwas schärfer ausdrückend, vom einfachen Gelegenheitssehen und vom beobachtenden Betrachten sprechen. Joh. Schilling meint, daß dem Künstler die Fähigkeit zu seiner die Dinge besonders scharf beobachtenden Betrachtung gegeben sein müsse, um sie — sagen wir ruhig — für seine Visionen zu Vorstellungen verdichten lassen zu können, die konkreter Formengebung fähig sind. Schilling geht aber über Poussin hinaus, indem er vom poetischen Augenmaß spricht, d. h. von der Fähigkeit des Künstlers, über die objektive Betrachtung der Objekte hinausschreitend, die ihm dadurch gegebenen Elemente zum Ausdruck der sein Inneres erfüllenden und in erster Linie von seiner Innenwelt bestimmten und nur äußerlich von der Außenwelt abhängigen Gebilde werden zu lassen. Diese Eigenschaft des Künstlers, das poetische Augenmaß, wollen wir vorläufig, um im Bilde der vorausgegangenen Definition zu bleiben, als die Fähigkeit zu

[1] Näheres darüber u. a. bei Max Raphael: Von Monet zu Picasso, München, s. a., S. 25 ff.

„innerem Schauen“ bezeichnen. Objektives und poetisches Augenmaß, beobachtendes Betrachten und inneres Schauen bildeten demnach die Voraussetzungen künstlerischen Schaffens und ästhetischen Verhaltens. — Es sei hier nicht erörtert, inwieweit die expressionistischen Künstler das objektive Augenmaß als einen Hemmschuh empfinden, während das subjektive Augenmaß, das einfache Sehen, aus der Untersuchung ästhetischer Phänomene auszuscheiden hätte.

Diese drei Grundbegriffe, mögen sie wissenschaftlich auch als ungenau gelten, zeigen deutlich, worauf es dem Künstler ankommt, sie scheiden klar das künstlerische Sehen vom nichtkünstlerischen Sehen und sie zeigen, wie sich ein Künstler der Gestaltungsvorgänge bewußt wurde. Im Bilde der Begriffe bleibend, würde man sagen, ein starkes beobachtendes Betrachten genügt nicht, um ein großes Kunstwerk entstehen zu lassen, ebensowenig wie die Fähigkeit zu innerem Schauen. Im ersteren Falle würde der Gestaltungstrieb des Visionären, im anderen Falle die Vision der Gestaltung entbehren und ein Kunstwerk nicht entstehen lassen. Im Boden dieser Anschauungen wurzeln die Grundlagen jenes Prinzips, das von mir oben als das Prinzip der Äquivalenz von Vision und Gestaltung bezeichnet wurde. An diesem Prinzip ändert sich nichts, auch wenn man noch andere als optische Sinneseindrücke, so z. B. kinästhetische Empfindungen, die der Beschauer nachfühlt, als Voraussetzungen der Wahrnehmung von Werken der bildenden Kunst erkennt.

Ehe wir versuchen, mit den nunmehr zur Verfügung stehenden Mitteln uns vom Standpunkte des Künstlers die Entstehung einer einfachen Zeichnung zu erklären, sei noch der Bemerkung Adolf Hildebrandts gedacht, die, wie alles Geniale, einer elementaren Tatsache gilt, deren Bedeutung aber darin beruht, daß sie eine der großen Schwierigkeiten des künstlerischen Schaffens nennt. Hildebrandt unterscheidet zwischen „Daseinsform“ und „Wirkungsform“.

Was Hildebrandt damit meint, ist kurz Folgendes: Die Wirkung einer Form, die der Künstler gestaltet, tritt dem

Schaffenden, während er arbeitet, nicht ganz in Erscheinung. Die Formen sind in Wirklichkeit anders zu gestalten und zu proportionieren als sie wirken, wenn sie eben diese Wirkung und keine andere erzielen sollen. Im Rahmen der uns hier beschäftigenden Dinge heißt es: den Künstler drängt es, um seine Visionen zu erkennen und zu bannen, dazu, ihnen Form zu geben. Die von ihm gegebene Form aber offenbart sich ihm zunächst nicht so, wie sie nach der Vision ihm erscheinen sollte, sondern in anderem Bilde; seine Gestaltungskraft wird daher während der Gestaltung ständig vor die Aufgabe gestellt, die jeweils zu schaffenden oder eben geschaffenen Daseinsformen geistig in ihre Wirkungsform zu übersetzen. Wir erwähnen diese Bemerkung Hildebrandts, weil sie uns zeigt, wo der Gestaltung die gefährlichsten Klippen drohen und wo jeder scheitert, dessen Gestaltungskraft nicht ausreicht, ständig die Daseinsform in ihre Wirkungsform zu übertragen.

Am schärfsten tritt der Gegensatz zwischen Daseinsform und Wirkungsform beim architektonischen Gestalten hervor. Wenn es daher an dieser Stelle etwas eingehender berührt werden soll, scheint es angebracht, zuvor kurz anzudeuten, wie hier überhaupt eine Vision zustande kommen kann. Das architektonische Gestalten zerfällt gewissermaßen in zwei Phasen, deren eine sich vor, deren andere sich nach dem Aufleuchten der Vision abspielt. Dem Aufleuchten dessen, was wir als Vision bezeichnet haben, voraus geht eine Tätigkeit, die man als Einleben in das Problem bezeichnen möchte. Man erwirbt sich die Kenntnisse von dem beabsichtigten Bauprogramm, man studiert die Örtlichkeit und die Personen, für die der Bau bestimmt ist, all diese Tätigkeit bewirkt zwar im wesentlichen mehr eine Bereicherung des Wissens für das später zu Schaffende, sie ist u. a. besonders bei städtebaulichen Aufgaben und solchen, in deren Mittelpunkt praktisch die Arbeit des Ingenieurs steht, eher wissenschaftlich als künstlerisch, sie setzt aber, das sei zugegeben, schon eine Art künstlerischer Intuition voraus, gewissermaßen bei der Wahl des Standpunktes, von dem aus die Probleme be-

trachtet und behandelt werden. Diese Phase ist etwa den Bemühungen eines Porträtmalers zu vergleichen, der die darzustellende Persönlichkeit kennen lernen will. Nachdem so Räume und Massen in ihren Abmessungen, Ort und Umgebung, Lebensbedürfnisse der künftigen Bewohner Gegenstände klarer Vorstellung des Baukünstlers geworden sind, wird ihm visionär die Idee aufleuchten, die zu gestalten ist. Das Werk erscheint in seiner Totalität vor seinem geistigen Auge, ohne daß er, wie bereits gesagt, die Formen in allen Einzelheiten erkennt, und er beginnt mit der Gestaltung, nicht indem er die Wirkungsform vor seinem sinnlichen Auge entstehen läßt, sondern indem er geometrische Projektionen der Daseinsform aufzeichnet. Sein Werk ist also mehr als das anderer Künstler von vornherein vor die Schwierigkeit gestellt, etwas zu zeichnen, was erst die Daseinsformen entstehen lassen soll, die dann ihrerseits die beabsichtigte Wirkung ausüben. Seine Formen sind, selbst wenn ihm die Fähigkeit klarer Raumvorstellungen zu entwickeln gegeben ist, aus diesem Grunde ungleich schwerer zu finden. Entscheidend aber für das Mißlingen vieler baulicher Gestaltungen der Gegenwart bleibt, daß wir keine selbstverständliche Formensprache wie in früherer Zeit haben, die Formen in fast jedem einzelnen Falle neu bestimmt werden müssen und daß diese in den allerseltensten Fällen, wie z. B. bei kunstgewerblichen Einzelheiten, am Werke selbst gebildet werden können. Der Baukünstler hat nur in den allerseltensten Fällen Gelegenheit, das Werk in Originalgröße mit den Materialien, in denen es werden soll und deren Eindruck oft entscheidend ist, räumlich selbst zu gestalten. Die Gestaltung des Kunstwerkes und seiner Einzelheiten fällt namentlich in unserer Zeit, wo der Handwerker nicht mehr künstlerisch veranlagt ist, selten mit der räumlichen Entstehung zu einem konkreten Gebilde zusammen, d. h. der Künstler sieht während der Gestaltung nicht das Werk selbst, sondern nur durch ihre geometrische Projektion von der Wirkungsform besonders stark abweichende Risse der Daseinsform vor sich.

In der Plastik sind die Schwierigkeiten ähnlich, wenn

auch nicht so augenfällig wie hier. Auch hier ist das Material, in dem das Werk gedacht ist, selten das nämliche wie das, in dem es gestaltet wird. Die Umgebung, für die es bestimmt ist, steht oft unter anderen Lichtverhältnissen als der Ort, wo es geschaffen wurde. Die Umgebung des künftigen Standortes bestimmt mit die Wirkung, die Atelierumgebung während der Entstehung bestimmt mit die Gestaltung; es mag sein, daß so von den Ateliers aus das bildhauerische Schaffen mehr als früher nivelliert wird. Dann gilt dasselbe, was über den räumlichen Standpunkt des Beschauers des werdenden Modells, als der in erster Linie der Künstler in Frage kommt, und das fertige Bauwerk gesagt wurde, auch für den Bildhauer, besonders wenn die Bildwerke Glieder eines architektonischen Werkes sind und von weither betrachtet werden müssen.[1] Die Hauptsache endlich sei zuletzt erwähnt. Gerade die Bildhauerei schafft vielfach Daseinsformen einzelner Glieder und Organe, die, besonders wenn sie in der Wirkung sehr realistisch sein sollen — man denke an die Skulpturen Rodins —, sehr wesentlich von derjenigen Form abweichen müssen, die der Künstler beim Modellieren der Detailform vor Augen hat.

Auch in der Malerei stellen die Abweichungen zwischen Daseinsform und Wirkungsform große Anforderungen an die Gestaltungskraft der Künstler. Was im einzelnen der Stift des Zeichners aufreißt, was der Pinsel des Malers färbt, hat noch nicht die beabsichtigte Wirkung, sondern erhält diese erst in Gemeinschaft mit dem gesamten Komplex aller Striche und Farben und Töne. Besonders deutlich wird dies bei impressionistischen Bildern. So wirken z. B. in Pissaros Gemälde: Die Avenue de l'Opéra zu Paris[2] die Flächen, die die Straße darstellen, in ihren einzelnen Teilen, aus denen sie doch einmal geschaffen wurden, als stumpfe Farbflecke und keinesfalls als Teile eines wogend bewegten Lebens einer von weltstädtischem Verkehr durchfluteten Straße. Daß besondere Anforderungen

[1] Man denke z. B. an Matiellis Figuren an der Dresdner Hofkirche.
[2] Leipziger Museum.

an die Gestaltungskraft die Freskotechnik stellt, da die frisch aufgetragenen Farben ganz anders wirken als die fertig abgebundenen, sei nur angedeutet. Das gleiche gilt von radierten und gestochenen Platten oder geschnittenen Holzstöcken.

Der Sinn der bisherigen Ausführungen ging weniger dahin, eine Aufhellung aller einzelnen Kunsterscheinungen zu ermöglichen, als vielmehr zu zeigen, wo sich der Erkenntnis des Ästhetischen Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich sind, entgegenstellen. Auch wenn es gelungen sein sollte, restlos gewisse Funktionsgesetze für das Zustandekommen der Vision aufzustellen, so würde doch der letzte Ursprung eben jener Gesetzmäßigkeiten damit ebensowenig aufgehellt sein, wie unsere genaue Kenntnis der Lebensvorgänge uns das Geheimnis des Lebens selbst lüften konnte. Damit wäre das Problem nur zurückgeschoben.

Unter dem Zeichen dieser Einschränkung, die zuweilen von der Wissenschaft nicht eingehalten wird, stehen die vorliegenden Gedankenreihen. Alle Aufhellung künstlerischer ästhetischer Vorgänge kann also nur Schlaglichter auf einzelne Teile des Problems werfen, niemals aber das Ganze restlos erleuchten; das gilt auch von dem nunmehr beabsichtigten Versuch, uns auf den im Laufe der Erörterungen gewonnenen Grundbegriffen — Vision, Gestaltung, den drei Augenmaßen oder den zwei Arten zu sehen, der Daseinsform und Wirkungsform — die Entstehung einer einfachen Zeichnung klarzumachen.

Wir gingen davon aus, daß, sagen wir im Stadium der Konzeption, die Vision sich bei ihrem Aufleuchten im Künstler zur konkreten Form verdichtet, und die zumeist nur in der Vorstellung vorhandene zu bannen und zu materialisieren galt als das Ziel der Gestaltung. Voraussetzung dabei ist, daß eine eingehende Übung des objektiven Augenmaßes, eine scharfe Schulung durch das beobachtende Betrachten der Gestaltung vorangegangen sein muß. Der Künstler muß imstande sein, mühelos, fast automatisch, ohne sich ständig an die Natur oder in der Architektur sich an die Wesenheit der Bauformen klammern zu müssen, die Vision

zu materialisieren. Der Künstler sieht im Begriffe zu zeichnen das zu Schaffende vor seinem geistigen Auge bereits auf dem Papier, schon ehe es der Stift dem sinnlichen Auge wahrnehmbar macht. Der Künstler hätte gewissermaßen das vor seinem geistigen Auge geschaute Bild, das schon nicht mehr nur die Vision, sondern bereits eine klare Vorstellung ihres konkreten Ausdruckes zu bedeuten hätte, mit dem Stift zu umreißen, etwa so, wie man sich beim Arbeiten mit Pauspapier an das darunter gelegte Blatt hält. Dies gelingt schon bei einfachen Gebilden nicht immer auf den ersten Zug, geschweige denn bei solchen, die sich aus mehreren Elementen kompliziert zusammensetzen. Das nur in der Vorstellung eben aus der Vision herausgewachsene Bild droht leicht zu verblassen, der Künstler kämpft in solchen Stunden um die Existenz seines Werkes, er sucht alle die Auflösung der visionären Erscheinung beschleunigenden Einflüsse auszuschalten und sich wieder ganz den Eindrücken hinzugeben, die die Vision in ihm erweckt haben, oder er vertieft sich, etwa mit geschlossenen Augen unter Ausschluß aller sinnlichen optischen Eindrücke ganz in das innere Schauen, ja er meidet den Anblick des halbfertigen Werkes, weil er von den darin enthaltenen Fehlformen Ablenkungen seiner visionären Vorstellungen befürchten muß. So empfahl z. B. Alfred Rethel den Malern, sie sollten, wenn ihre Kraft über einem Werke zu erlahmen drohte, das angefangene Bild vier Wochen lang nicht ansehen, sondern es verkehrt, d. h. nur die rückwärtige Leinwand sichtbar lassend, an die Wand stellen. Er war sich also, obwohl er es nicht so deutlich aussprach, der wesentlichen Vorgänge beim künstlerischen Gestalten und ihrer Klippen voll bewußt. Er hatte es offenbar selbst erlebt, daß die Vision, wenn sie noch nicht reif zum Gestalten ist, am sichersten im Innern gedeiht, ohne daß sie durch sinnliche Wahrnehmungen unvollkommener Art gestört wird.

Schwache Künstler aber, bei denen dies poetische Augenmaß, die Fähigkeit zu innerem Schauen nur schwach, das beobachtende Betrachten dagegen stärker entwickelt

ist, müssen erleben, daß ihre Vision durch verfrühte Materialisationsversuche abgetötet wird. Das gleiche gilt von denen, die der Materie nicht den Ausdruck der Vision aufzwingen können, weil ihre Fähigkeit zu beobachtendem Betrachten zu schwach entwickelt war. Diese Fähigkeit muß eben gerade hinreichen, reibungslos die von der Vision erzeugte Vorstellung wiederzugeben.

Dem Genius dagegen, bei dem beide Kräfte, die visionäre und gestaltende, äquivalent sind, gelingt es in solch kritischen Phasen den roten Faden in der Hand zu behalten. Hat sich in ihm über die ersten Gestaltungsversuche hinaus die Vision lebendig erhalten, so erkennt er beim ersten Eindruck, den die von ihm soeben geschaffene Daseinsform auf ihn macht, was an dieser fehlt, was an ihr zu viel, kurz, was daran „falsch" ist. In diesem Sinne gibt es allerdings ein Richtig oder Falsch in ästhetischer Beziehung, freilich ein solches, dessen Kriterium nicht innerhalb unseres Erkenntnisvermögens liegt, das vielmehr nur dann gefunden werden kann, wenn Künstler und Beschauer der gleichen Vision beim Anblick der Gestaltung fähig sind.

Soviel vom zeichnerischen Gestalten. Kurze Andeutungen, worauf das Wesentliche zu beruhen scheint, müssen bei einer programmatischen Erklärung wie der vorliegenden genügen; eine wissenschaftliche Erfassung aller mit den gegenwärtigen Mitteln verfügbaren Einzelheiten dürfte wohl auch besser dem Psychologen vorbehalten bleiben.

Zusammengefaßt also ergibt sich Folgendes:

1. Die letzte Quelle des künstlerisch-ästhetischen Phänomens und des Schönen überhaupt mit all seinen Modifikationen beruht auf dem, was wir als Vision bezeichnet haben. Da die Vision letzten Endes unserer Erkenntnis verschlossen bleibt, auch wenn gewisse Gesetzmäßigkeiten für ihr Zustandekommen erkannt und für richtig befunden wurden, ist der Grund des Schönen verstandesmäßig nicht begreifbar. Mit anderen Worten: Es wird sich kaum je nachweisen lassen, ob und warum ein Kunstwerk oder eine Naturerscheinung schön ist.

2. Die Voraussetzung für das Zustandekommen des Ästhetischen, insbesondere schöner Kunstwerke, bildet ein glatter und restloser Vollzug des Gestaltungsprozesses. Der Nachweis, daß und wieso der Gestaltungsprozeß nicht restlos durchgeführt ist, kann aufklären, ob und warum ein Werk unschön ist und aus der Reihe der Kunstwerke ausscheidet.

III. Stellung der Visions- und Gestaltungstheorie zu den übrigen ästhetischen Methoden.

Eine Ästhetik, die nach solchen Gesichtspunkten arbeitet, die also die Gestaltung in den Mittelpunkt ihrer Erörterungen stellt, würde sonach als Gestaltungsästhetik zu bezeichnen sein. Indem sie die Genesis des Kunstwerkes in den Mittelpunkt der Erörterungen stellt, tritt sie gewissermaßen jenen Systemen als Gegenstück gegenüber, die in der Wirkung auf den Beschauer Ausgangs- und Brennpunkt der Ästhetik sehen. Wesentlich für eine solche Betrachtung des Ästhetischen ist also weniger, durch welche Sinneswahrnehmungen ästhetische Eindrücke ausgelöst werden, als vielmehr die Frage, wie überhaupt jene Gebilde entstehen, deren Wahrnehmung einen ästhetischen Eindruck erweckt. Nachdem bisher die Analyse der ästhetischen Wahrnehmung in hohem Grade gefördert wurde und auf diesem Gebiete bereits reichhaltiges Material vorliegt, scheint sich hier ein fast unbegrenztes und noch wenig bearbeitetes Gebiet der ästhetischen Forschung zu eröffnen, bei dessen Bearbeitung man sich allerdings mit Erfolg auf die Gesetze der Wirkung der Kunst wird stützen können. Der Versuch, von dieser Seite an die ästhetischen Probleme heranzugehen, bedeutet also noch keineswegs ein Überbordwerfen etwaiger bereits gewonnener Erkenntnisse, er soll nur aufzeigen, daß auch noch andere Faktoren als solche, die sich aus der Wahrnehmung ergeben, für das Zustandekommen des Ästhetischen von Bedeutung sind.

Die Ästhetik rückt damit wieder der Psychologie nahe. Seit Fechner hat die Ästhetik zwar immer wieder unermüdlich versucht, auf den Wegen des Psychologischen das

ästhetische Phänomen zu erfassen. Man wollte, Fechners Anregungen folgend, zunächst von der ästhetischen Wirkung der einfachsten Erscheinungen ausgehen, die man in langen Versuchsreihen zu ergründen suchte, allmählich von der untersten Stufe auf Grund genauer Ergebnisse zu den hohen Erscheinungsformen des Schönen aufsteigen und hoffte so, von unten nach oben gehend, allgemein gültige Schönheitsgesetze zu ergründen. Man übersah dabei, daß solche Experimente Gesetze von Dauer nicht ergeben könnten, da die Disposition dafür, ob wir eine Erscheinung als schön empfinden können oder nicht, zu individuell und zeitlich verschieden ist.

Diese Methode stellte Fechner als die Ästhetik von unten der Ästhetik von oben gegenüber, jenen ästhetischen Systemen, die vor ihm ihrerseits versuchten, aus den höchsten Wirkungen und Erscheinungsformen des Schönen allmählich zu seinen niederen Erscheinungsformen herabsteigend, Schönheitsgesetze zu finden. Beiden Methoden, der Ästhetik von oben und unten, gemeinsam ist, daß sie bei ihren Erörterungen von der Wirkung des Schönen ausgingen. Beide Richtungen seien daher unter dem Begriffe der Wirkungsästhetik zusammengefaßt und der auch hier vertretenen Richtung, ästhetische Dinge vom Standpunkt der Gestaltung zu behandeln, also der Gestaltungsästhetik gegenübergestellt.

Auch die Gestaltungstheorie würde ähnlich wie die Wirkungsmethode in zwei Gruppen geschieden werden können, denn außer jener Richtung, deren Prinzipien hier angedeutet werden und die, da das Visionäre, also das innere Erleben des Künstlers als Voraussetzung der Gestaltung behandelt wird, als Ästhetik von innen zu bezeichnen wäre, hätten wir noch jener mehr ästhetisierenden Systeme zu gedenken, die von bestimmten Gestaltungsprinzipien und äußeren Formtypen ausgehend, deren Gestaltung zu lehren und zu erhalten beabsichtigen. Diese mehr auf äußerliche Eigenschaften der zu gestaltenden Dinge als auf ihr inneres Wesen eingehenden Theorien, die insbesondere auf dem Gebiete der Baukunst nachhaltig wirksam waren, man denke

nur an Vitruv und seine Nachfolger, würden als Methode von außen der Methode von innen als zweites Paar gegenübergestellt werden, dessen beide Glieder der Ästhetik von oben und unten gewissermaßen entsprechen. Von höchsten Werken der Kunst, von der Vision und deren tiefsten Inhalten ausgehend, tritt die Ästhetik von oben und die Ästhetik von innen an das Phänomen heran; seine niederen Erscheinungsformen, seine Einzelzüge stehen dahingegen im Vordergrund der Ästhetik von unten und von außen.

Hinsichtlich der ästhetischen Werttheorie zeigt sich insofern ein Unterschied zwischen Wirkungs- und Gestaltungsästhetik, als erstere, weil von der Wirkung ausgehend, zu ihrem Werturteile nur dadurch gelangt, daß sie den Grad der Wirkung eines Objektes auf den Beschauer bemißt. Voraussetzung für die Bewertung eines Kunstwerkes ist daher, daß das Gestaltungsziel des Kunstwerkes in dem betreffenden System anzugliedern ist. Was nicht anzugliedern war, wurde von der Wirkungsästhetik als wertlos ausgeschieden. So konnte es dahin kommen, daß wirklich geniale und hochbedeutende Ästhetiker Werke der größten Künstler ihrer Zeit als minderwertige Leistungen bezeichneten, daß man angesichts einer von neuen Zielen getragenen Kunsterscheinung diese glaubte ablehnen zu müssen.

Wir hatten dagegen den Nachweis zu erbringen versucht, daß der Mangel an Wirkung noch nicht auf die ästhetische Minderwertigkeit eines Objektes schließen läßt. Im Gegensatz zur Wirkungsästhetik ist die Gestaltungstheorie viel vorsichtiger in ihren Werturteilen. Den Nachweis, daß ein Objekt schön ist, glaubt sie noch nicht erbringen zu können. Sie beschränkt sich darauf, um die Feststellung bemüht zu sein, inwiefern bei mangelhafter Entwicklung des Gestaltungsprozesses ein Objekt als mehr oder weniger unschön zu bewerten ist. Sie fragt sich also nicht: Hat der Künstler ein in mein System passendes Ziel gehabt? sondern: Hat er sein Ziel erreicht? wobei man sich zu erinnern hat, daß dieses zwangsläufig zu erreichende Ziel oft erst während einer fortgeschrittenen Phase des Gestaltungsprozesses bewußt wird.

Eine Zusammenfassung der letzten Ausführungen würde die folgende schematische Darstellung ergeben:

Gegenstand der Ästhetik.

	1. Wirkung	2. Gestaltung
	des Kunstwerkes.	
Ästhetik ausgehend von	a) von oben b) von unten	a) von innen b) von außen
	Beurteilung des Kunstwerkes, danach, ob der Künstler	
	1. sich ein dem ästhetischen System entsprechendes Ziel gesetzt hat (Zielsetzung)	2. sein ihm erst während der Gestaltung klar werdendes Ziel erreicht hat (Zielerreichung)

Einfluß der Ästhetik
auf die Bewertung von Kunsterscheinungen.

Diese letzten Ausführungen, die die Stellung der Gestaltungslehre zu den übrigen Systemen behandeln, waren geboten, um zu zeigen, was der Verfasser von der Gestaltungsästhetik oder wenigstens von der Anerkennung des Anteils des Gestaltungsprinzips am Zustandekommen ästhetischer Phänomene erwartet. Die Wirkungsästhetik war

immer in Gefahr, sich von ihrer eigentlichen Aufgabe, das Wesen des Schönen aufzuhellen, zu entfernen und einen doktrinären Charakter anzunehmen. Solche ästhetische Doktrinen, die den Anspruch der Allgemeingültigkeit erheben und die nicht den Kreisen der Schaffenden entstammen, sind scharf zu scheiden von Kunstprogrammen, die von den Wortführern einer werdenden Kunstrichtung der jungen Bewegung vorangetragen werden und die daher mit Recht einseitig sein müssen. Sie haben seit dem Bestehen der Ästhetik oft einen äußerst nachteiligen Einfluß ausgeübt. Die Befreiung der künstlerischen Gestaltung von einseitig geführten Doktrinen, sowie Anerkennung der unendlichen Vielgestaltigkeit ihrer Schöpferkraft scheinen eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Zustandekommen einer von künstlerischem Geiste getragenen Kultur zu sein.

DAS SUBJEKT DES ERKENNENS BEI SCHOPENHAUER UND DIE WEITERBILDUNG DES PROBLEMS BEI DEUSSEN UND EDUARD VON HARTMANN.[1]

Von

GUSTAV SCHNEIDER (Bad-Nauheim).

Schopenhauers philosophisches System ruht nach seinen eigenen Worten auf idealistischer Grundlage, nämlich dem erkenntnistheoretischen Idealismus, nach dem es kein anderes Sein wie Bewußtsein gibt, alles nur im und für das Bewußtsein besteht. Die Erkenntnistheorie Schopenhauers gründet sich wieder auf zwei Hauptsätze: „Kein Objekt ohne Subjekt" und ferner: „Die Welt ist meine Vorstellung".

Bei dem Begriff des Subjekts muß man eine metaphysische und eine psychologisch-erkenntnistheoretische Bedeutung unterscheiden. Wenn Subjekt allgemein den Träger (einer Eigenschaft oder einer Tätigkeit) bezeichnet, so versteht man in der Metaphysik darunter den letzten Träger aller metaphysischen Tätigkeit, also das, was Spinoza die Substanz genannt hat, was man auch als das Weltwesen oder den Weltgrund bezeichnen kann.[2] Schränkt sich das metaphysische Subjekt individuell ein, so wird es zum Träger der vorbewußten psychischen Tätigkeit, die im Ver-

---

[1] Vortrag, gehalten auf der 9. Generalversammlung der Schopenhauer-Gesellschaft in Frankfurt a. M., hier in etwas gekürzter Fassung abgedruckt.

[2] Schopenhauer gebraucht häufig statt dessen den Ausdruck: „Ding an sich". Der Begriff des „Dinges an sich" (oder der „Dinge an sich") ist erkenntnistheoretischer Natur; er bedeutet das unabhängig vom Bewußtsein, im ganz strengen Sinne das unabhängig von meinem Bewußtsein Existierende. Das Wesen (im Gegensatz zu seiner Erscheinung oder Äußerung) ist dagegen ein metaphysischer Begriff. Zur Äußerung des Wesens gehört nicht nur jedes Bewußtsein, sondern auch die unmittelbare Grundlage jedes Bewußtseins: die materielle Welt, die als solche unabhängig von einem jeden Bewußtsein existiert und das eigentliche Reich der „Dinge an sich" bildet.

ein mit der Materie das Bewußtsein erzeugt. In der Erkenntnistheorie, wo man eine sichere Erkenntnis nur im Bewußtsein (= Wissen) zu finden glaubt, gelangt man zu einem Subjektbegriff, dem das Objekt als sein unzertrennliches Korrelat gegenübersteht. Wenn man die Eigenart des Bewußtseins darin sieht, daß es in Subjekt und Objekt auseinanderfällt, so wäre es vielleicht noch richtiger, wenn man sagte: das Bewußtsein zerfällt in einen subjektiven Pol und in das Objekt. Mit diesen Einschränkungen kann man den ersten Fundamentalsatz der Schopenhauerschen Erkenntnistheorie gelten lassen.

Ähnlich steht es mit dem zweiten Satze. Daß die Welt meine Vorstellung ist, bedeutet zunächst nur, daß alles Sein uns unmittelbar und zunächst nur als Bewußtsein gegeben ist. Dieser Satz ist selbstverständlich für den, der mit dem naiven Realismus des in erkenntnistheoretischer Unschuld lebenden Menschen gebrochen hat. Schopenhauer faßt jenen Satz aber auch so, daß er den Ton auf das Wort meine legt: Die Welt ist meine Vorstellung. Dadurch bekommt seine Erkenntnistheorie eine besonders subjektivistische Eigenart. Der wahre Stützpunkt aller Philosophie ist nach Schopenhauer das Subjektive, das eigene individuelle Bewußtsein.[1] Und das Subjektive wird noch besonders dadurch zum Individuell-Subjektiven gestempelt, daß Schopenhauer erklärt: die Welt als Vorstellung sei als solche nirgends als in Gehirnen vorhanden, genau so wie die Träume. Raum, Zeit und Kausalität sind nach Schopenhauer Gehirnfunktionen; die ganze Welt, soweit wir sie in und durch jene Funktionen vorstellen könnten, sei daher nur ein Gehirnphänomen.[2] Schließlich spitzt Schopenhauer seinen erkenntnistheoretischen Idealismus sogar so zu: das ganze objektive Dasein sei nur Vorstellung[3]; und wenn die vorstellenden Wesen alle bis auf eines hinwegfielen, dann wäre, wenn auch dieses verschwände, die Welt als Vorstellung nicht mehr.[4] Man braucht sich bei derartigen

[1] Schopenhauer, Sämtl. Werke, D II, 5.
[2] D III, 357; II, 6, 7, 10, 12, 23, 26; V, 295.
[3] D I, 6; II, 6, 8, 11, 16. — [4] D I, 6.

Annahmen Schopenhauers nicht zu wundern, daß er den Solipsismus oder theoretischen Egoismus für unwiderleglich hielt, nach dem mein Bewußtsein das einzige ist, von dem ich sicher weiß, daß es ist.[1] Aber man darf doch nicht übersehen, daß Schopenhauers System noch eine andere Seite als den subjektiven erkenntnistheoretischen Idealismus hat, die ihn von der metaphysischen Sphäre aus entscheidend umgestaltet.

Er entwickelt im zweiten Bande der „Parerga“[2] eine Ansicht über die Zeit, wonach sie als etwas ganz anderes wie eine bloße Gehirnfunktion erscheint. Es ergibt sich vielmehr daraus, daß die Zeit nicht eigentlich dem Einzelwesen, sondern vielmehr einem metaphysischen überindividuellen Subjekt angehört. Schopenhauer meint hier: die Gleichmäßigkeit des Ablaufes der Zeit in allen Köpfen beweise mehr als irgend etwas anderes, daß wir alle in denselben Traum versenkt seien, ja, daß es ein Wesen sei, das ihn träume. Diese metaphysische Zentrale, die den allgemeinen Lebenstraum träumt, kann aber nicht der Wille, sondern muß — bei dem rein vorstellungsmäßigen Charakter jedes Traumes — ein vorstellendes metaphysisches Subjekt sein. Ob diesem Subjekt ein Bewußtsein, wenigstens ein Traumbewußtsein, beigelegt werden darf, bleibt zweifelhaft, da ihm der Traum ja gar nicht bewußt zu werden braucht. Schopenhauer hat auch mit Recht bemerkt, daß das Bewußtsein Individualität voraussetze.[3] Das metaphysische Wesen aber ist überindividuell.

Die Ansicht Schopenhauers über den metaphysischen Lebenstraum ist nur schwer mit seinem Willensrealismus in Einklang zu bringen. Denn wie sollten bloße Traumgebilde gleichzeitig auch Erscheinungen, Äußerungen des Willens sein?[4] Der angebliche traumartige Charakter der Welt ist für uns auch unvereinbar mit deren Gesetzmäßigkeit, die zum großen Teile im voraus mathematisch berechenbar ist. Auf verschiedene weitere Bedenken gegen-

---

[1] D I, 124, 125. — [2] D V, 48.

[3] D II, 370, 371, 536; I, 327.

[4] Vgl. auch D I, 118, 19, 21; 497.

über der Annahme eines absoluten Lebenstraumes will ich hier nicht näher eingehen. Jedenfalls könnte sich ein solcher als Traum nur zeitlich vollziehen. Schon daraus folgt, daß Schopenhauer die Zeit nicht bloß als Funktion eines endlichen individuellen Gehirnes betrachten konnte, sondern daß sie vielmehr ihren Ursprung aus der metaphysischen Sphäre nehmen muß. Schopenhauer entwickelt an der gleichen Stelle[1] Ansichten über die Zeit, die seinen subjektiven erkenntnistheoretischen Standpunkt ebenfalls ins Gegenteil verkehren. Er meint, daß die Zeit ihren gleichmäßigen Gang auch dann fortsetze, wenn alles stehen bliebe, die Uhren und die Sonne; wenn es keine Bewegung und keine Veränderung mehr gäbe; selbstverständlich würde dann auch kein Gehirn mehr arbeiten. Trotzdem aber soll die Zeit dann noch weiter fließen. Man wird hier freilich folgendes einwenden müssen: Wo es Veränderungen gibt, können sie nur zeitlich erfolgen, und umgekehrt kann man sich die Zeit nicht als fließend denken, ohne daß Veränderungen stattfinden. Aus jener Ansicht Schopenhauers über die reine Zeit geht aber hervor, daß sie unabhängig von allem individuellen Leben bestehen muß. Sie kann daher, wenn sie trotzdem subjektiv sein soll, nicht dem individuellen Subjekt angehören, sondern nur einem überindividuellen metaphysischen Subjekt des Erkennens. Das sagt Schopenhauer denn auch klipp und klar: das Subjekt des Erkennens sei nicht in der Zeit, denn die Zeit sei erst die nähere Form alles seines Vorstellens.[2] Das reine Subjekt des Erkennens muß daher als zeitlos und ewig betrachtet werden. Erst so wird Schopenhauers Ausdruck verständlich: das Subjekt sei der Träger der Welt.[3] Am wichtigsten aber ist für diese Auffassung die Stelle, wo Schopenhauer das „reine Subjekt des Erkennens" als das „ewige Weltauge" bezeichnet, das aus allen lebenden Wesen sieht, unberührt von ihrem Entstehen und Vergehen; das als stets eines und dasselbe der Träger der Welt der beharrenden platonischen Ideen ist, während das individuelle Subjekt, das durch die aus dem Willen entspringende In-

[1] D V, 48. — [2] D II, 18. — [3] D I, 5.

dividualität in seinem Erkennen getrübt ist, nur einzelne Dinge zum Objekt hat und wie diese selbst der Vergänglichkeit anheimfällt.[1] Es gibt also bei Schopenhauer ein Subjekt der gewöhnlichen empirischen Vorstellung, das als erkennendes Individualbewußtsein zeitlich und vergänglich ist, während das metaphysische reine Subjekt der Idee, das Schopenhauer gelegentlich auch einmal als „Weltgeist" bezeichnet, als überindividuell, zeitlos und ewig in allen Einzelwesen als eines und dasselbe beharrt. Als Erkennender und besonders beim rein ästhetischen Anschauen bin ich selbst dieses Subjekt wie jeder andere in solchen Zuständen auch. Man braucht nur die Schranken der Individualität abzustreifen[2]; dann kann nach Schopenhauer aus dem gewöhnlichen Subjekt der empirischen Vorstellung das reine Subjekt der platonischen Idee werden, das dann befähigt ist, die Idee, das Objekt der Kunst, in ihrer ungetrübten Reinheit zu erkennen. Damit tritt die „eigentliche Welt als Vorstellung" gänzlich und rein hervor, wird das betrachtete Objekt zur Idee erhoben.[3] Das gewöhnliche Individualbewußtsein ist also eigentlich nur eine Einschränkung des absoluten Subjekts des Erkennens, die dadurch entsteht, daß der eine Weltwille sich zu vielen einzelnen Individual-Willen bestimmt und einschränkt; äußerlich erscheint ein solcher nach Schopenhauer als Leib, innerlich als Wille eines bestimmten Individuums.[4]

Kann man nun sagen, dem reinen Subjekt des Erkennens stehe die Idee oder die Welt der platonischen Ideen als Objekt ähnlich gegenüber wie sonst dem empirischen Ich der Bewußtseinsinhalt? In der bewußten Vorstellung treten Subjekt — oder richtiger gesagt: der subjektive Pol des Bewußtseins — und Objekt auseinander; beide sind hier voneinander getrennt; gerade in dieser Trennung besteht ja die Eigenart des Bewußtseins. Das Objekt ist demnach immer Inhalt eines individuellen Bewußtseins, oder — wie Schopenhauer sagt —: schon das Objektsein

[1] D II, 422; I, 233. — [2] D I, 200, 276.
[3] D I, 211, 212.
[4] D I, 123, 393, 472; I, 327 Anm. sowie II, 246, 370, 422; XI, 102.

gehört zur Form der Erscheinung[1]; jedes Objekt ist daher Vorstellung, und zwar bewußte Vorstellung. Im metaphysischen Reiche der Idee kann nun von einem Bewußtsein, ähnlich dem menschlichen, von dem Gehirn abhängigen Bewußtsein, nicht die Rede sein. Mit Recht betont Schopenhauer dauernd, daß das Bewußtsein die organische Materie, besonders ein Gehirn, voraussetze.[2] Die platonischen Ideen, die die Urformen oder ewigen Grundtypen der Erscheinungen und Individuen bilden, sind aber selbst wieder deren Prius und die Voraussetzung für die Entstehung irgendeines Gehirnes. — In der platonischen Idee sind Subjekt und Objekt noch nicht auseinander getreten. Schopenhauer sagt: beide seien in ihr nicht mehr zu unterscheiden, weil sie sich gegenseitig vollkommen erfüllen und durchdringen.[3] Indem das Subjekt im angeschauten Gegenstand ganz aufgehe, sei es dieser selbst geworden: „Ein Wesen ist es im Grunde", wie Schopenhauer sagt, „das sich selbst anschaut" (nämlich als Subjekt sich selbst anschaut), „und von sich selbst angeschaut wird" (nämlich als Objekt von sich selbst angeschaut wird), „dessen Sein an sich aber weder im Anschauen noch im Angeschautwerden bestehen kann"[4], weil beides hier eben zusammenfällt. Dieses identische „Sein an sich" ist offenbar dasselbe, was Schelling als die absolute Identität von Subjekt und Objekt und als das Ewig-Unbewußte bezeichnet hat, wobei aber das Unbewußte im Sinne des Überbewußten aufgefaßt werden muß.

Schopenhauer selbst hat im 2. Band der „Parerga"[5] den Urzustand aller Wesenheit und alles Daseins näher gekennzeichnet: wir könnten uns von unserem Bewußtsein aus einen nicht-bewußtlosen Zustand nicht anders vorstellen, als daß er ein erkennender sei, mithin die Grundform alles Erkennens, das Zerfallen in Subjekt und Objekt, in ein Erkennendes und Erkanntes, an sich trage. Jener Urzustand aber sei ganz andersartig: zwar erkenntnislos, aber nicht schlechthin bewußtlos, vielmehr über

[1] D I, 182. — [2] D II, 313, 571; I, 327. — [3] D I, 212.
[4] D II, 21. — [5] D V, 300.

jene Form erhaben; ein Zustand, wo der Gegensatz von Subjekt und Objekt wegfalle, weil hier das zu Erkennende mit dem Erkennenden unmittelbar eins sei.[1] Man wird aber doch dieses Zusammenfallen als höchste Form des Erkennens auffassen müssen. Schopenhauer plagt sich eben mit dem Begriff eines erkenntnislosen, d. h. nicht-wissenden überindividuellen Bewußtseins[2], einem Widerspruch in sich, während er doch eigentlich auf den eines un- und überbewußten Erkennens hätte kommen müssen; und zwar um so mehr, als er ja das Weltwesen, den Willen, als unbewußt und bewußtlos, aber z. B. in den Äußerungen des Instinktes als erfüllt von höchster Weisheit auffaßt.[3] Ferner soll nach ihm die platonische Idee die unmittelbare Objektität des Willens sein (D II, 415). Gegenüber dieser Ansicht wird man aber einwenden müssen, die Idee sei über die Form des Objektseins völlig erhaben. Schopenhauers etwas dunkler Ausspruch von der „Objektität der Idee" wird verständlich durch seine Auffassung: wie die Ideen das An-sich der Erscheinungen seien, so sei der Wille das An-sich der Idee. Wille und Idee sind daher identisch mit Ausnahme einer einzigen Bestimmung, daß die Idee die Form der Vorstellung hat; die Idee ist also der Wille selbst, dieser nunmehr aber als vorstellender gedacht. Nach alledem, was ich schon bemerkt habe, kann jene metaphysische Vorstellung des Willens aber keine bewußte, sondern sie muß eine unbewußte im Sinne einer überbewußten sein. Schopenhauer kann nur deshalb den Willen als das An-sich der Idee bezeichnen[4], weil er dabei absieht von dem Subjekt des Erkennens, dem metaphysischen Träger der platonischen Idee, oder weil jenes Subjekt schon stillschweigend auf die Seite des Willens oder richtiger: des Subjekts des Wollens hinübergewandert ist. Faßt man Schopenhauers Metaphysik so auf, so gelangt man zu

---

[1] Vgl. auch D I, 485, Zeile 33—36.

[2] Vgl. D I, 212, 230, 276, aber auch II, 370, 371.

[3] D I, 136. Über das „Unbewußte" vgl. auch D II, 148, 149, 313, 586, 26, 27; III, 159 ff., 193 ff.; V, 63.

[4] D I, 212.

einem metaphysischen Träger der Welt, der als das metaphysische Subjekt des Wollens sowohl als auch des Erkennens den absoluten Weltgrund bildet. Dann verschwindet auch das Unbegreifliche, was Schopenhauer als das Wunder κατ' ἐξοχήν bezeichnet: die zeitweilige Identität beider Subjekte, des Wollens und des Erkennens, im individuellen Ich.[1] Dann ist das Ich nur der Vertreter der hinter dem Bewußtsein stehenden Denk- und Willenstätigkeit und des diese Tätigkeit tragenden metaphysischen Subjekts, das sich zur Individualseele eingeschränkt hat; dann kann Schopenhauer mit Recht sagen, das Subjekt sei das Erkennende, nie Erkannte.[2]

Aber jene von mir soeben vorgetragene Interpretation Schopenhauers ist schon mehr eine Fortbildung seiner Philosophie nach der Richtung hin, wie sie Eduard von Hartmann in seiner Metaphysik vertritt. Hartmann konnte diese Fortbildung freilich nur dadurch vornehmen, daß er den Begriff der un- und überbewußten Vorstellung als Inhalt des unbewußten Willens konzipierte, womit er Schopenhauer und Hegel in einer höheren Einheit miteinander verband, während er gleichzeitig damit den Ausspruch Schopenhauers von der „unbewußten Allwissenheit" der Natur in seinem tiefsten Sinn erfaßte.[3] Hartmann hat schon frühe erkannt, daß in dem objektiven metaphysischen Idealismus Schopenhauers, den dieser selbst etwas stiefmütterlich behandelt hatte, die Notwendigkeit lag, über Schopenhauer hinauszugehen, das embryonal entwickelte logische Prinzip stärker hervorzukehren und seine Metaphysik weiter fortzubilden.[4] Die anderen bedeutendsten

---

[1] D II, 226; I, 121, 126; III, 76.

[2] D III, 71, 249; I, 5; II, 18; V, 53. Schopenhauer sieht auch mit Recht im Ich nur etwas Tertiäres. (Vgl. D II, 314, 315.)

[3] D II, 175.

[4] Vgl. hierzu E. von Hartmann, Gesammelte Studien und Aufsätze („Das phil. Dreigestirn des 19. Jahrhunderts", S. 679—695), ferner „Philos. Fragen der Gegenwart", S. 25 ff., S. 38 ff.; „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus"; „Geschichte der Metaphysik" (1900), Bd. II, S. 167—205, und endlich „Die deutsche Ästhetik seit Kant", Bd. I, S. 44—61.

Jünger Schopenhauers der damaligen Zeit, Julius Frauenstädt und Julius Bahnsen, dagegen hielten sich mehr an solche seiner Aussprüche, daß wir nicht nur unberechtigt, sondern auch unfähig seien, die Erkenntnis und Vorstellung anders als Gehirnphänomen, d. h. als zeitliche vergängliche Vorstellung, zu denken.[1] Alle die genannten Schüler und Fortbildner Schopenhauers aber waren darin einig, daß dessen subjektiver erkenntnistheoretischer Idealismus unhaltbar sei; und auch Deussen hat sich allmählich hiervon überzeugt und den erkenntnistheoretischen Idealismus Schopenhauers zu einem metaphysischen Idealismus ausgestaltet. Hartmann, Frauenstädt und Bahnsen sind selbst zu einem transzendentalen Realismus gelangt. Ich verstehe darunter die erkenntnistheoretische Richtung, die zwar zugesteht, daß wir unmittelbar nur unser eigenes Bewußtsein kennen, die aber in ihm einen Inhalt findet, der teilweise auf das jenseits des Bewußtseins Gelegene, das erkenntnistheoretisch Transzendente, das reale wirkliche Sein, hinweist. Diese Ansicht macht es wahrscheinlich, daß die Anschauungs- und Denkformen (Raum, Zeit, Kausalität usw.) nicht nur im Bewußt-Sein gelten, sondern auch im realen Sein jenseits des Bewußtseins; und sie gewinnt damit die Möglichkeit, nicht nur das Gebiet der Physik, sondern auch das der Metaphysik zu ergründen.

Frauenstädt hat die Ansicht vertreten, bei Schopenhauer sei mehr und mehr der transzendentale Realismus als seine eigentliche Ansicht hervorgetreten. Wenn auch zweifellos Schopenhauer in seinem Alter (wie ganz natürlich) realistischer gedacht hat als in seiner Jugend, so darf man doch nicht aus vereinzelten Aussprüchen Schopenhauers[2] so weittragende Folgerungen ziehen.

---

[1] D II, 735; III, 357; II, 314, 571; 6, 7, 10, 23; X, 583.

[2] Wenn Schopenhauer z. B. schreibt: „Der Körper ist rot, bedeutet, daß er im Auge die rote Farbe bewirkt" (Über das Sehn und die Farben, 20), so ist das offenbar transzendentaler Realismus. Schopenhauer kann diesen aber schon deshalb nicht teilen, weil er grundsätzlich die Kantsche und Hartmannsche Ansicht ablehnt, daß unsere Seele durch „Dinge an sich" affiziert, d. h. kausal beeinflußt wird. Er verfällt daher in den Widerspruch, daß er in dem Posterius der Empfindungen, in den aus

Ebensowenig möchte ich der Ansicht Deussens beipflichten, die Konsequenz der Schopenhauerschen (und Kantschen) Erkenntnistheorie führe auf ein transzendentales oder metaphysisches Bewußtsein. Ich habe vorhin die Lehre Schopenhauers von dem erkenntnislosen überindividuellen Bewußtsein kurz gestreift. Man darf aber daraus keine Folgerungen für Schopenhauers Erkenntnistheorie ziehen. Schopenhauer selbst hätte jedenfalls diese Konsequenzen entschieden abgelehnt. Es handelt sich bei Deussen vielmehr um eine selbständige Fortbildung der Lehre Schopenhauers nach der einen Richtung, nach der Philosophie des Bewußtseins hin, während die Hartmanns die andere entgegengesetzte darstellt.[1]

Deussen unterscheidet von dem empirischen gewöhnlichen individuellen Bewußtsein, das Gehirnfunktion oder Erscheinung der Gehirnzellen ist, ein transzendentales oder metaphysisches Bewußtsein, das dasselbe sein soll, was Schopenhauer als „Subjekt des Erkennens" und als den Träger der platonischen Ideen bezeichnet. Jenes Weltbewußtsein entsteht nach Deussen schon in der metaphysischen Sphäre dadurch, daß sich das Weltwesen, der Wille, in ein „metaphysisches Bewußtsein und in Empfindungen als in die Urelemente der Vorstellungswelt zerlegt". Das metaphysische Bewußtsein soll raum- und zeitlos sein, aber Raum, Zeit und Materie bzw. Kausalität aus sich erzeugen. Es komme als jedes empirische Bewußtsein zur

---

diesen auferbauten materiellen Objekten, gleichzeitig die Ursachen, also das Prius der Empfindungen sieht.

[1] Die letztere erscheint zugleich als eine konsequente Weiterbildung der Lehre Kants. Diese zeigt nicht nur eine transzendental-realistische Unterströmung, sondern sie gewinnt auch erst durch den Begriff des Unbewußten, nicht dagegen durch den ganz unmetaphysisch gedachten Begriff eines „Bewußtseins überhaupt", Sinn und Halt. Vgl. darüber meinen Aufsatz, Kantstudien, Bd. XXIII, S. 233 ff., „Erkenntnistheoretischer Idealismus oder transzend. Realismus?", besonders S. 253 ff. und 242—246; ferner Arthur Drews, „Einführung in die Philosophie" (Berlin, 1921, S. 58—65, 264 ff., 289 ff., sowie Vaihinger, „Die Philosophie des Als ob", S. 78. — Schopenhauers Lehre war anfänglich eine Philosophie des Bewußten, die in der Idee des „besseren Bewußtseins" gipfelte; sie entwickelte sich aber bald zu einer entschiedenen Philosophie des Unbewußten.

Erscheinung; ja beide fielen durchaus zusammen, so daß keine Zweiheit bestehe, daß das empirische Bewußtsein auch nicht das nachschaffe, was das transzendentale Bewußtsein schon vorgeschaffen habe, sondern vielmehr als dessen Erscheinung selbst in jedem Augenblicke die Welt schaffe.

Manchmal schwächt Deussen diese seine Lehre etwas ab und behauptet nur, das empirische Bewußtsein reproduziere die von dem transzendentalen Bewußtsein produzierten und geschaffenen Dinge. Grundsätzlich aber behauptet er: jedes empirische Bewußtsein sei nur die Erscheinungsform des metaphysischen Bewußtseins; deshalb entstehe nur die eine Welt, nicht viele Welten.[1] Gegen diese Ansicht Deussens dürfte folgendes einzuwenden sein:

Wenn jedes menschliche (und tierische) Bewußtsein und das metaphysische Bewußtsein zusammenfielen, so müßte ich eine sichere Kenntnis von jedem Bewußtsein haben. Von dem metaphysischen Bewußtsein weiß ich aber gar nichts. Und von einem anderen empirischen Bewußtsein, namentlich dem eines Tieres, habe ich auch keinerlei sichere Kenntnis. Vom Standpunkte Deussens aus bleibt es ganz unerklärlich, wieso mein Bewußtsein von jedem anderen menschlichen oder tierischen Bewußtsein in der Weise getrennt ist, daß keines in das andere unmittelbar hineinsehen kann. Es bleibt dies um so unerklärlicher, als die materiellen Schranken, die ein Sonderbewußtsein von dem anderen trennen, ebenso wie die ganze Materie, nach Deussen lediglich Vorstellungen des einheitlichen metaphysischen Bewußtseins sind.

Wir kennen das Bewußtsein, was Schopenhauer ja immer und immer wieder mit Recht betont, nur als Funk-

---

[1] Vgl. Deussen, „Die Elemente der Metaphsik" (hier abgekürzt: Elem.), S. XXIV—XXXI, und „Allgemeine Geschichte der Philosophie", II, 3 (hier abgekürzt: Gesch.), S. 456—460, 514, 525—526; Festgruß aus Anlaß der Dresdener Tagung 1916, S. 15. Ich betrachte es als einen entschiedenen Fortschritt über Deussen hinaus, wenn Dr. Mockrauer die Vorstellung des metaphysischen und die des empirischen Bewußtseins im Verhältnis von Ur- und Abbild mit einer nur annähernden Übereinstimmung auffaßt. (Vgl. Mockrauer, „Anfangsgründe der Philosophie", Dresden, Verlag von C. Heinrich, S. 71, 77, 78.)

tion der organischen Materie. Erzeugt nun aber das metaphysische Bewußtsein die ganze Materie, ist es deren Prius und ist die Materie, besonders das Gehirn, wieder das Prius des empirischen Bewußtseins, so kann doch keine Identität des metaphysischen und des empirischen Bewußtseins vorliegen. Gäbe es ein metaphysisches, leibfreies, zeitloses Bewußtsein, so wäre dieses etwas ganz anderes wie das empirische, zeitlich auseinandergezogene, von der körperlichen Grundlage abhängige (menschliche oder tierische) Bewußtsein.

Das metaphysische Bewußtsein Deussens, das mit dem „Subjekt des Erkennens" identisch ist, muß als ein logisches Prinzip angesprochen werden. Man fragt sich aber, warum gerade es und nicht das irrationale Prinzip, der Wille, die Zeit setzt, deren irrationalen Charakter Schopenhauer mit Recht so stark betont hat.[1] Übrigens kann das metaphysische Bewußtsein nicht die Zeit erzeugen, weil zum Erzeugen als einer Tätigkeit selbst schon Zeit vonnöten ist.

Ähnliche Bedenken bestehen gegen die Annahme Deussens, daß gerade das metaphysische Bewußtsein und nicht der Wille die Kausalität und die Materie erzeugen soll. Man braucht für Kausalität nur die deutschen Worte „Ursache und Wirkung" zu setzen, so springt die innige Beziehung zwischen dem Wirken und Wollen sofort in die Augen, die Schopenhauer des öfteren mit Recht betont, freilich nicht immer beachtet hat.[2]

Ähnliches gilt von der Materie. Man muß diese mit der modernen Physik dynamistisch auffassen und in dem Stoff ihr bewußtseins-immanentes Spiegelbild sehen, um der Wirklichkeit gerecht zu werden. Man kann das Bewußtsein ebensowenig aus der Materie ableiten wie umgekehrt die Materie aus dem Bewußtsein. Beide unterstehen einer

---

[1] Vgl. besonders D II, 656, ferner auch II, 341, 342, 551; I, 327 bis 331; vgl. hierzu auch E. v. Hartmann, Kateg.-Lehre, S. 92, 98, 326 ff.

[2] Vgl. den Satz Schopenhauers: „Wo Kausalität ist, da ist Wille, und kein Wille agiert ohne Kausalität." (III 86); ferner II, 52 und I, 545. Vgl. auch Volkelt, Schopenhauer, S. 98.

ganz verschiedenen Gesetzlichkeit, die man nicht verwischen darf.[1]

Daß ein metaphysisches logisches Prinzip den Raum erschafft, kann man insoweit gelten lassen, daß es ihn ideell konzipiert. Diese räumliche Anschauung müßte aber auch dynamisch realisiert, verwirklicht werden, damit der wirkliche Raum entstehen kann, in dem wir alle wandeln und in dem alles Wirkliche geschieht. Da auch die Raumanschauung bei Menschen und Tieren zum allergrößten Teile unbewußt vor sich geht, so deutet dies wieder darauf hin, daß nicht ein metaphysisches Bewußtsein im Sinne Deussens den Raum erzeugt, sondern (hauptsächlich) ein un- und überbewußtes logisches Prinzip. Nach Deussen aber müßten Menschen und Tiere bewußt ihre Raumanschauung erschaffen, während doch die Entstehung der Flächenanschauung völlig unbewußt von uns geschieht und die dritte, die Tiefendimension, nach der Lokalzeichen-Theorie nachträglich und ebenfalls fast ganz unbewußt von uns hinzugefügt wird.[2] Das Letzte spricht nicht nur dafür, daß die Raum-Anschauung individuell-subjektiv ist, sondern weist auch darauf hin, daß wir unbewußt, wie auch Wundt[3] annimmt, die räumliche Form rekonstruieren, in der das objektiv Reale jenseits des Bewußtseins existiert.

Auch Deussen fühlt das Bedürfnis, an einem entscheidenden Punkte über Kants und Schopenhauers Raum- und Zeitlehre hinauszugehen. Er sagt, der Wille dringe, indem er sich zu den Ideen gestalte, in Raum, Zeit und Kausalität ein, und an einer anderen Stelle: der Wille müsse sich diesen Formen der Erscheinungswelt gewissermaßen „anpassen", indem er sein Wesen gestalte zu einer Vielheit räumlicher und in der Zeit sich entwickelnder Formen,

---

[1] Vgl. meinen angeführten Aufsatz, Kantstudien XXIII, S. 241 u. 252.

[2] Vgl. E. von Hartmann, Kateg.-Lehre, S. 107—127; Grundprobl. der Erk.-Theorie, S. 104—110; Philos. des Unbew. (Volksausg.), I, S. 139 ff.; „Grundriß der Erk.-Lehre", 1907, S. 128—130, 157—165.

[3] Wundt, „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmungen", S. 373 ff., 443 ff.; ferner: „Physiol. Psychologie", 5. Aufl., Bd. II, S. 664, 665.

nämlich den platonischen Ideen.[1] Damit werden zwei Unzulänglichkeiten des Schopenhauerschen Systems einigermaßen ausgeglichen. Schopenhauer hat mit Recht Raum und Zeit als das principium individuationis betrachtet, als das, wodurch die Individuation, die Zerspaltung der Welt in viele endliche Individuen, also die Vielheit selbst, erst möglich wird. Er hat auch schließlich, besonders in seinem Alter, dem Individuum eine solche Realität zugestanden[2], daß dadurch sein metaphysischer Willensmonismus stark beeinträchtigt wird. Gibt es aber schon in der metaphysischen Sphäre eine Welt der realen Individuation[3], so kann diese ohne räumliche und zeitliche Formen nicht existieren; nur so kann ein realer Streit und Kampf der miteinander ringenden Naturkräfte und Individualwillen stattfinden, den Schopenhauer — ebenso wie Deussen — so oft betont.[4] Die Naturkräfte in ihrer Besonderung, sowie die Gattungs-, Art- und individuellen Charaktere sind nach Schopenhauer identisch mit den platonischen Ideen. Schopenhauer hat von der Ideenwelt bekanntlich ebenfalls Raum und Zeit ausgeschlossen, sich damit aber der Möglichkeit der Erklärung beraubt, wieso sich der eine Träger der platonischen Ideen zu diesen als zu einer Vielheit entfalten könne. Auch bleiben dadurch die Ansätze zu einer Entwicklungstheorie, soweit sie sich bei Schopenhauer finden, unfruchtbar. Außerdem können wir eine ästhetische Anschauung, deren Korrelat die platonische Idee doch sein soll, in den bildenden Künsten ebensowenig ohne räumliche Form vornehmen wie ohne zeitliche in den musischen Künsten.[5]

Bei Deussen wird nun der eine Weltwille aus seiner unlebendigen Starrheit gelöst, und ähnlich gerät die schemenhafte überwirkliche Ideenwelt Schopenhauers mehr in organischen Fluß. Deussen schwankt nur noch zu sehr

---

[1] Gesch., S. 510; Elem., S. 120.

[2] D II, 734. — [3] D II, 698; V, 249.

[4] Schopenhauer, D I, 160, 174, 175, 472; Deussen, Elem., S. 120 bis 122, 126; Gesch., S. 438, 490.

[5] Vgl. auch Deussen, Elem., S. 121.

darin, wie er Schopenhauers ursprüngliche Ansichten mit seiner Weiterbildung vereinigen soll, und das rührt hauptsächlich daher, weil er innerhalb der metaphysischen Sphäre die zeitliche metaphysische Tätigkeit des Wesens nicht scharf erfaßt und von dem ewig unwandelbaren Wesen selbst nicht genügend unterscheidet. Die metaphysische Tätigkeit ist zeitlich und kausal-final bestimmt (determiniert); sie setzt dynamisch den wirklichen Raum. Das Wesen im strengsten Sinne des Wortes dagegen ist erhaben über Zeit, Raum, Kausalität und alle übrigen Kategorien. — Unterscheidet man mit Schopenhauer den Weltwillen im Zustand der Potenz von dem aktuellen Weltwillen, so kann jener zeitlos (ewig), dieser dagegen muß wie jede Tätigkeit zeitlich gedacht werden. Auch kann nur eine wirkliche, selbst zeitliche Tätigkeit den gleichzeitigen Ablauf in allen individuellen Bewußtseinssphären einheitlich regeln.

Der eigentlich bedenkliche Punkt der Ansicht Deussens aber ist das Verhältnis des metaphysischen Bewußtseins zum Weltwesen, dem Willen. Wie kann dieser als blindes, unbewußtes, unvernünftiges Prinzip das Gegenteil seiner selbst: das metaphysische Bewußtsein, das Subjekt des Erkennens und den Träger der platonischen Ideen, rein aus sich herausgehen lassen? Wie soll sich der all-eine Wille in das metaphysische Bewußtsein und in „Empfindungen als in die Urelemente der Vorstellungswelt zerlegen“, wo doch Empfindungen nur als Inhalt eines individuellen Bewußtseins auf körperlicher Grundlage entstehen können?

Endlich spricht auch gegen die Annahme eines metaphysischen Bewußtseins, daß wir — der modernen Entwicklungstheorie zufolge — eine Entwicklung vom ganz oder fast Unbewußten bis hinauf zu dem Bewußtsein des Kulturmenschen annehmen müssen. Wie konnte dann aus dem helleuchtenden metaphysischen Bewußtsein zunächst das Gegenteil seiner selbst, die organische Materie, entspringen, die ihrerseits wieder Raum und Zeit, also nach Deussen das vollentwickelte metaphysische Bewußtsein, voraussetzt? Genügt auch ein metaphysisches Bewußtsein,

um die planmäßig von den niedersten Protoplasmazellen bis zum künstlerischen und philosophischen Genie fortschreitende Entwicklung zu erklären? Oder bedarf es dazu nicht vielmehr eines eigentlichen Logos im Sinne einer überbewußten Weltvernunft? Gilt dies nicht im gleichen Maße von der mathematisch berechenbaren Gesetzlichkeit der Natur, die weder von Schopenhauers noch von Deussens Standpunkt aus begreiflich erscheint? Und wird nicht erst dadurch die zum großen Teile aus dem Unbewußten stammende Inspiration des Genies und weiter der tierische Instinkt, sowie der Sprachinstinkt des Menschen erklärlich?[1] Müssen wir nicht das Subjekt des Erkennens und die platonische Idee als die ungeschiedene Einheit von Subjekt und Objekt, danach gerade nicht als Bewußtsein, sondern vielmehr als un- und überbewußt denken? Vielleicht wird uns die Metaphysik Eduard von Hartmanns eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben können.

Hartmann bedeutet insofern einen Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie, als er zum ersten Male den Begriff des Unbewußten im Sinne eines Vor- und Überbewußten zum allesbeherrschenden Zentrum seiner Weltanschauung erhebt. Wenn auch jener Begriff in der deutschen Philosophie von Leibniz an bei Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer seine stets deutlicher werdende Ausgestaltung erfahren hatte, so hatten doch alle die genannten Denker — in dem Streben nach unzweifelhaft gewisser Erkenntnis — schließlich immer wieder versucht, das unbewußte reale Sein in den Kreis des Bewußtseins hereinzuziehen. Erst Hartmann erfaßt mit vollem Bewußtsein den Gedanken, daß die Metaphysik, wie alle Realwissenschaften, nur eine Erkenntnis von mehr oder

[1] Merkwürdigerweise weist Deussen nicht dem metaphysischen Bewußtsein, sondern gerade dem „blinden" Willen die Leistungen zu, die die höchste Weisheit erfordern: nicht nur den Instinkt der Tiere, sondern sogar die Bildung der menschlichen Sprache und Sprachen (Elem. 75, 79, 102; 103; Gesch. 477, 498). Sprache hängt aber doch wohl eng mit dem Logischen zusammen — vgl. das griechische Wort „Logos". Warum sie also gerade mit dem Unlogischen, Irrationalen verbinden?

minder großer Wahrscheinlichkeit, niemals aber völlige Gewißheit bieten könne.[1]

Hartmann geht davon aus, daß ich aus zwingenden Gründen annehmen muß, daß m e i n Bewußtsein nicht das einzige ist, das es gibt. Nehme ich aber andere menschliche Bewußtseinssphären außer der meinigen an, so kann sich eine Wechselwirkung und ein Verkehr zwischen diesen allen nur durch Vermittelung materieller Körper vollziehen, die selbst unabhängig von jedem Sonderbewußtsein als „Dinge an sich" existieren.[2] Die Körper und Leiber wirken aufeinander. Sie rufen in dem einen oder anderen Bewußtsein durch Vermittelung unbewußt psychischer Zwischenglieder eine Änderung hervor, die das betreffende Individuum — weil von ihm nicht gewollt — als die Einwirkung eines f r e m d e n Willens ansieht. Der fremde Wille wird als Ursache der Einwirkung erschlossen und als „Ding an sich" anerkannt. Als fremder Wille wird aber nicht nur derjenige gedacht, der einem Menschen zugehört, sondern auch der jedes Tieres, jeder Pflanze und der Wille der einzelnen Teile der materiellen Welt, die als ein System von Kraftzentren aufzufassen ist.

Hartmann läßt also die Kategorie der Kausalität Gültigkeit haben im bewußtseins-transzendenten Gebiet; sie bildet für ihn die Brücke, die von e i n e m Bewußtsein zum anderen führt. Er entwickelt nun, daß wir die gleiche Gültigkeit auch anderen Kategorien sowie den Anschauungsformen Raum und Zeit beimessen müssen. Die „Dinge an sich" spiegeln sich durch ihre W i r k u n g e n gleichmäßig in jedem erkennenden Bewußtsein wider. Sie gleichen aber dem von ihnen hervorgerufenen Bewußtseinsinhalt nicht völlig; insbesondere sind unsere qualitativen Sinnesempfindungen vereinfachte Zusammenfassungen von sehr ver-

---

[1] Es ist übrigens nicht das kleinste Verdienst Schopenhauers, daß er zuerst Metaphysik a posteriori, auf Grund der Erfahrung, betrieben hat. Er hätte sich nur noch freier von Kant machen müssen.

[2] Vgl. E. von Hartmann, „Grundriß der Erkenntnislehre", S. 97, 103 ff., „Das Grundproblem der Erk.-Theorie", S. 61 ff., S. 76 ff.; „Krit. Grundlegung des transz. Realismus", S. 55 ff.

wickelten quantitativen Bewegungsvorgängen, die sich in der bewußtseins-transzendenten Sphäre, und zwar in der materiellen Welt, abspielen. An derselben Stelle des Raumes, wo wir zum Beispiel eine bestimmte Farbe wahrnehmen, da schwingen in Wirklichkeit elektro-magnetische Wellen. Sie wirken auf das „Ding an sich" meines Leibes, meines Auges, Sehnerven, Gehirnes und dadurch auf meine Seele ein; im unbewußten Bereich meiner Seele erfolgt — in rasender Schnelligkeit — die Umwandlung in qualitative Sinnesempfindungen, die als Farben, Lichterscheinungen usw. fix und fertig vor mein Bewußtsein hingestellt und an die Stelle des Raumes zurückverlegt werden, von der die Einwirkung ausging. Ähnlich steht es mit den Schallwellen und Gehörsempfindungen (Tönen und Geräuschen); so erklärt es sich z. B., daß ich durch das Läutewerk eines Weckers zur bestimmten Zeit aus tiefem Schlafe aufgeweckt werden kann.

Verständlich werden diese Vorgänge erst dadurch, daß die Materie und ich und jedes Individuum ihrem Wesen nach dasselbe sind: nämlich Wille. Weil ein fremder Wille, z. B. die Kraftäußerung eines Steines, der mir an den Kopf fliegt, meinen eignen Willen beschränkt und sich mir als Schmerzgefühl empfindlich geltend macht, verstehe ich als Wollender den mir von außen auferlegten Zwang. Wir sind aber nicht nur wollende, sondern auch wissende, erkennende Menschen; und als solche denken wir zu der Einwirkung, die wir von der „Außenwelt" erleiden, einen fremden Willen als Ursache hinzu.

Der naive Realismus hat diesen Schluß unbewußt und instinktiv vollzogen. Der transzendentale Realismus Hartmanns tut das gleiche bewußt. Er stellt damit die natürliche Weltanschauung in gewissem Sinne wieder her, aber so geläutert, daß dabei auch die historischen und die Naturwissenschaften zu ihrem vollen Rechte gelangen.

Um nun das Wesen der Natur und der Welt zu ergründen, wendet Hartmann dasselbe Verfahren an, das schon Schopenhauer mit klarem Bewußtsein eingeschlagen hatte: er überträgt unsere psychischen Grund-

funktionen analog auf das metaphysische Wesen. Indem er ähnlich wie Schopenhauer die Gefühle als Affektionen des Wollens, zum Teil auch als unbewußte Vorstellungen, betrachtet, behält er zwei Seiten übrig, die sich nicht mehr auf etwas Anderes und aufeinander zurückführen lassen: das Wollen und das Erkennen, Wille und Vorstellung, das Dynamische und das Logische. Betreten wir, vom Bewußtsein nach außen hin schreitend, zunächst das Gebiet der anorganischen Natur, so finden wir dort einerseits das Dynamische: die Kraftäußerung, die Energie; andererseits als das Logische die mathematisch berechenbare Gesetzlichkeit. Mathematik ist angewandte Logik, Mechanik ist angewandte Mathematik. Daß wir die logischste Wissenschaft, die Mathematik, auf die anorganische Natur anwenden können, beweist, daß diese selbst etwas Logisches ist, freilich nichts bewußt, sondern etwas unbewußt Logisches.[1]

Das Dynamische allein wäre bloßer blinder Wille. Aber dessen Inhalt ist nach Hartmann die un- und überbewußte Vorstellung. Hierunter versteht er eine hellsehende Intelligenz, die unfehlbar zweckmäßig handelt, weil sie alle Zwecke und Mittel einheitlich zusammenfaßt, intuitiv alle erforderlichen Daten mit ihrem Hellsehen umspannt und deshalb stets das Richtige trifft. Sie ist Vorstellung; denn sie antezipiert, stellt idealiter etwas Zukünftiges vor im Sinne des Voranstellens, etwas nur der Idee nach Seiendes, das aber durch den Willen, dessen Inhalt die unbewußte Vorstellung ist, wirklich seiend gemacht, realisiert werden soll. Sie ist das eigentlich logische metaphysische Prinzip, der Urgrund des Logischen, des Erkennenden in uns und aller Erkenntnis, aber nach Abzug alles dessen, was der bewußten Vorstellung an Sinnlichem, Gefühlsmäßigem und Empfindungsstofflichem anhaftet.

Alle Gebiete des Wissens zieht Hartmann heran, um

---

[1] Vgl. Hartmanns „Grundriß der Naturphilosophie", 1907, S. 15ff., 113, 114 und „Die Weltanschauung der modernen Physik", S. 208ff.; ferner „Philos. des Unbew.", Bd. II, S. 116—123, 488—497, Volksausg., II, S. 64—67; „Grundriß der Metaph.", S. 19ff.; „Kategorienlehre", S. 422ff., 483ff.

Belege für das Walten des Unbewußt-Logischen zu finden. Er sieht jenes Walten im menschlichen Seelen- und Geistesleben: bei der Entstehung und Entwicklung der Sprachen, der Sitte und der Sittlichkeit, im künstlerischen Schaffen besonders des Genies, in der Geschlechtsliebe usw.[1] Die zahlreichsten Belege aber liefert ihm das Reich der organischen Natur.[2] Er hat noch die Freude erleben dürfen, daß der Neovitalismus, der zur Zeit der Jahrhundertwende die bisher herrschende kausal-mechanistische Naturbetrachtung erschütterte, im Wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen kam, die Hartmann schon vier Jahrzehnte vorher entwickelt hatte. Die Wunderleistungen des Instinktes (eines zweckmäßigen Handelns, ohne daß der Zweck in das Bewußtsein des Handelnden fällt); die Reflexbewegungen, die Naturheilkraft, die Fähigkeit der Regeneration, die organische Bildungstätigkeit überhaupt, besonders im embryonalen Stadium, die Wunder der Zellteilung und Chromosomenspaltung, die Entwicklung des Lebens auf der Erde von den niedrigsten Lebewesen bis zu den höchsten menschlichen Geistern, endlich der unbewußte Schönheitstrieb, der überall in der Natur herrscht; all diese Erscheinungen zwingen nach Hartmann zu der Annahme überenergetischer, überbewußter Kräfte, die die mechanischen Kraftäußerungen in ihren Dienst zwingen, indem sie sich ihnen überlagern und Ergebnisse hervorbringen, die höchst zweckmäßig für den Organismus und die Natur im ganzen sind.

Kräfte müssen sie sein, sonst könnten sie die Eigenwilligkeit der die Materie bildenden Kraftzentren nicht besiegen. Als überbewußt aber müssen wir sie denken, weil sie bei allen — auch den niedrigsten — Lebewesen Ergebnisse erzielen, die die höchste menschliche bewußte Intelligenz auch nicht entfernt zu erreichen vermöchte. Hartmann zieht den Vergleich des Schachspiels heran.[3]

---

[1] Vgl. besonders „Philos. des Unbew.", Bd. I.

[2] Vgl. „Grundr. der Naturphilos.", S. 117—208; ferner „Das Problem des Lebens", 1906, und „Philos. des Unbew.", große Ausg., Bd. III, Volksausgabe II, S. 123 ff.

[3] Kategorienlehre, S. 490, 442 ff.

Wie hier die Spieler an Spielregeln gebunden sind, so müssen auch jene überbewußten Kräfte die kausal-mechanistischen Gesetze der die Materie bildenden niederen Kräfte — und zwar aus teleologischen Gründen — anerkennen. Ziehen sich jene überbewußten Kräfte, z. B. im Augenblick des Todes, vom Organismus zurück, so überlassen sie diesen dem mechanistischen Geschehen allein.[1]

Schopenhauer hat jene Erscheinungen auch anerkannt. Weil er sie nicht durch eine bewußte Intelligenz erklären konnte, hat er sie als überbewußte Leistungen des unbewußten Willens angesehen. Obwohl er diesen als blind, erkenntnislos und durchaus unvernünftig bezeichnet, der kein Ziel habe und keinen Zweck, läßt er ihn doch so handeln, als ob er hellsehend und mit höchster Weisheit begabt sei. Schopenhauer meinte auch, die Teleologie, d. h. die zweckmäßigen Ergebnisse in der Natur, durch die ursprüngliche Einheit des Willens erklären zu können. Aber er erreichte das, wie Volkelt hervorhebt, doch nur, weil er diese Einheit schon als ursprünglich vernunftvoll ansah. Man kann aber den Weltwillen nicht einerseits als durchaus unvernünftig und blind, andererseits aber wieder als höchst vernünftig, zweckmäßig handelnd und hellsehend denken.[2] Um diesem Widerspruch zu entgehen, nahm Hartmann die einschneidende Umgestaltung des Schopenhauerschen Systems vor, indem er dem Realprinzip des Willens ein un- und überbewußtes logisches Prinzip zugesellte, das er als logische Idee oder als un- und überbewußte Vorstellung bezeichnete. Hartmann geht dabei von unserem Seelenleben aus. Man kann nicht schlechthin wollen, sondern muß immer „etwas" wollen, und dieses „etwas" ist stets eine bewußte oder unbewußte Vorstellung als Ziel und Inhalt des Wollens. Übertragen wir die bei uns zur

[1] Vgl. auch meinen Aufsatz: „Das Rätsel des Todes und das Problem des Lebens", Nord und Süd, Mai 1916, Heft Nr. 500.

[2] Zweck bedeutet soviel wie Ziel, ursprünglich den Zwecken oder Nagel in der Zielscheibe. Ein Ziel ist aber immer etwas, was man in der Ferne (telos) sieht, schaut, vorstellt. Ein Wille, der nur blind ist (D I, 323), kann daher keine Zwecke haben.

untrennbaren Einheit verbundene Zweiheit von Wille und Vorstellung, die wir aus unserem Seelenleben kennen, auf die metaphysische Sphäre, indem wir gleichzeitig die Ergebnisse aller Natur- und Geisteswissenschaften verwerten, so gelangen wir zu einer metaphysischen Tätigkeit, die zwei Seiten zeigt: eine dynamische oder Willensseite, vermöge deren sie realiter funktionieren kann, und eine überbewußtlogische, wodurch der Wille, der an sich leeres inhaltsloses Streben ist, einen vernunftvollen Inhalt erhält.

Hierdurch fällt helles Licht auf einen Punkt, der sowohl bei Schopenhauer als auch bei Deussen in tiefes Dunkel gehüllt war: Wie aus dem erkenntnislosen Willen die Erkenntnis und das Bewußtsein hervorgehen können, wieso der Wille vom Erkenntnisdrang beseelt sei, mit anderen Worten: in welchem Verhältnis das metaphysische Subjekt des Wollens und des Erkennens zueinander stehen. Die Antwort lautet: Es gibt nur ein einheitliches Subjekt des Wollens und Erkennens, das ewige Subjekt als den Träger der doppelseitigen metaphysischen Tätigkeit, das wir — im Anschluß an Spinoza — auch als die all-eine Substanz bezeichnen können, die zusammen mit der logischen Idee (Weltvernunft) und dem Weltwillen als ihren ewigen Attributen, d. h. ihren wesentlichen Eigenschaften und unwandelbaren Bestimmungen, das Weltwesen bildet und allem, der metaphysischen Tätigkeit, der materiellen Welt und letzthin auch einem jeden Bewußtsein zugrunde liegt.

Von einem Subjekt des Erkennens kann man bei Hartmann nur mit einer gewissen Lizenz des Ausdrucks reden. Nicht gibt es bei Hartmann wie bei Schopenhauer ein absolutes Subjekt, dem das Erkennen gewissermaßen als Akzidenz anhinge. Dagegen erschließt Hartmann ein absolutes Subjekt als den Träger der metaphysischen doppelseitigen Tätigkeit, und er bestimmt deren eine Seite als überbewußte logische Idee, die als solche die eigentliche Quelle alles Erkennens und aller Erkenntnis ist.

Ich habe in meinem Vortrag noch weiter ausgeführt,

wie nach Hartmann das Bewußtsein aus dem Un- und Überbewußten entsteht, und welch wichtige Rolle es in dem Weltprozeß spielt. Ich muß mir es hier versagen, auf diese Fragen näher einzugehen und verweise auf die einschlägigen Werke Hartmanns.[1] Hier nur soviel: Hartmann nimmt an, daß sich das Weltwesen vor dem Weltprozeß in einem Zustand seligen Friedens befunden, daß aber das eine, das irrationale Prinzip, der Wille, jenes in den zeitlichen Strudel der Veränderungen hineingerissen habe. Der Wille hatte nach Hartmann und Schopenhauer[2] in jenem unvordenklichen Zustande das Vermögen des Wollens und Nichtwollens, entschied sich aber kraft seiner absoluten Freiheit zum Wollen. Als einzig möglicher Inhalt bietet sich ihm nur das Logische dar, das mit ihm durch die Einheit der Substanz untrennbar verbunden ist. Als rein logisches Prinzip ist es kraftlos gegenüber dem unvernünftigen Realprinzip. Es muß diesem „zu Willen" sein und sein Inhalt werden. Da es aber das unvernünftige Gebaren des Willens von seinem logischen Standpunkt aus als etwas Nichtseinsollendes verurteilt, so gibt es dem Willen einen solchen Inhalt, daß jener allmählich wieder zum Nichtwollen zurückgeführt und damit das ganze Weltwesen — in der religiösen Sprache: die Gottheit — der Erlösung von dem Unfrieden des zeitlichen Daseins teilhaftig werde.

Hartmann pflichtet grundsätzlich der Ansicht Schopenhauers[3] bei, daß die Welt als Folge eines Willensaktes nur so lange besteht, als dieser bejaht werde, dagegen vergehe, sobald die Verneinung des Willens eintrete, wenngleich er die Erlösung universeller faßt als Schopenhauer.

Beide sind tief religiös gestimmte Naturen, die in der Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit die eigentlichen Wurzeln der Religion sehen. Die Hoffnung auf reale

---

[1] Vgl. besonders Grundriß der Psychologie, 1908; Grundriß der Metaphysik, 1908; Grundriß der Axiologie, 1908; Grundriß der Religionsphil., 1909; ferner Kategorienlehre, 1896; Philos. des Unbewußten, 11. Aufl., Bd. II, und „Die Religion des Geistes", 3. Aufl., 1907.

[2] Schopenhauer, D V, 338; v. Hartmann, Kateg.-Lehre, 429. 480.

[3] D I, 449 ff., 486, 487; II, 698.

Erlösung, all das, was Schopenhauer als „Reich der Gnade" und als „Heilsordnung" bezeichnet hat, erhält aber bei Hartmann eine festere Grundlage dadurch, daß bei ihm ein Logos, eine überbewußte Weisheit, den Weltprozeß seinem ganzen Inhalt und seinem letzten Zweck nach bestimmt.

So gipfelt das System Hartmanns, ebenso wie das Schopenhauers, in dem Gedanken der dereinstigen realen Erlösung. Deussen[1] hat die Ansicht geäußert, Schopenhauer habe seine Lehre, daß die wirkliche (zeitlich-räumliche) Welt samt Menschheit und Tierwelt in nichts verschwinden werde, in einer schwachen Stunde geschrieben. Spätere Zeiten werden vielleicht anders urteilen. Sie werden wohl weniger Kant und Schopenhauer, als vielmehr diesen und Hartmann in einem Atem zusammen nennen und in den beiden großen deutschen „Pessimisten" den eigentlichen Wendepunkt der neueren Philosophie erblicken.

[1] Gesch. S. 457.

BUDDHO E SCHOPENHAUER.

Von

GIUSEPPE DE LORENZO (Neapel).

Si sa ormai da tutti, che il sistema filosofico di Schopenhauer, nelle sue fondazioni metafisiche, nella base dianoiologica, nei pilastri estetici e nel coronamento etico, é una costruzione molto simile, se non eguale, al sistema filosofico e religioso, indiano, di Gotamo Buddho. Si sa anche, che quando Schopenhauer a trent'anni costruì di getto il suo sistema, rivelandolo, nel 1818, nel primo volume dell'opera su *Die Welt als Wille und Vorstellung*, poco o nulla si conosceva dell'analogo sistema, esposto ed enunciato dal Buddho, anch'egli trentenne, nella valle del Gange verso l'anno 530 prima dell'era volgare, e poi svolto ed applicato praticamente da lui nei quarantacinque anni di vita successiva, e dai suoi discepoli e seguaci da allora fino ad oggi.

Dopo il 1818 cominciarono a farsi sempre più numerosi ed importanti gli studi europei su Buddho e sul buddhismo, che Schopenhauer accoglieva con infinita esultanza, come corroborazione dell'antica sapienza alla sua moderna filosofia. L'arrotondamento ed il completamento del suo sistema, rappresentati dal secondo volume del *Mondo quale volontà e rappresentazione*, dalle opere minori sui due problemi fondamentali dell'etica e sulla volontà nella natura, dai *Parerga und Paralipomena*, vecchi e nuovi, dalle opere inedite e dalle lettere, contengono l'espressione del suo compiacimento e delle sue considerazioni su tale coincidenza dell'antico pensiero buddhista indiano col modernissimo suo.

Tali espressioni si trovano anche nei colloqui con i suoi pochi amici e conoscenti, raccolti da Eduard Grisebach nel volume *Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche*, 2° edizione, Berlino 1902. Parlando, per esempio, nel 1847 con Frauenstaedt, egli disse: „Wenn man den Buddhaismus aus seinen Quellen studiert, da wird es Einem hell im

Kopfe; da ist gar nicht das dumme Gerede von der Welt, aus Nichts geschaffen, und von einem persönlichen Kerl, der sie gemacht hat. Pfui über diesen Schmutz!" E chiamava „die Buddhaisten seine Glaubensgenossen und sagte, wenn er am Sterben sein werde, werde er in seiner buddhaistischen Bibel lesen." Questo entusiasmo si rivela pure nelle descrizione, lasciataci da Karl Bähr, della visita fatta da lui, studente, a Schopenhauer, il 12 aprile 1856: „. . . Bei diesen Worten holte er aus einer Ecke des Zimmers eine kleine, etwa fußhohe, sitzende Figur von Eisen oder Messing, aber schwarz angestrichen, nicht unähnlich auf den ersten Anblick einer chinesischen Pagode, und setzte sie vor uns auf den Tisch, indem er geheimnißvoll fragte, ob ich erriethe, was das vorstelle. Ich vermuthete, es sei etwas Chinesisches, aber er sagte: die Figur sei wahrscheinlich aus Tibet, sei wohl hundert Jahre alt und stelle den Buddha vor. Es sei ein seltenes Stück, das ich wol sobald nicht wo anders sehen werde; er habe es sich aus Paris verschrieben. Diese Figur sei für die Buddhaisten dasselbe, was für die Christen das Crucifix. Buddha sei hier als Bettler dargestellt, in asiatischer Weise sitzend, die Augen niedergeschlagen, die rechte Hand über das rechte Knie niederhangend und die linke vor der Brust hinhaltend, um Gaben zu empfangen. Dieses sei die streng dogmatische Weise, den Buddha darzustellen. Als ich ihn fragte, warum man den Buddha bettelnd darstelle, kam er darauf, mir die Mythe von Buddha zu schildern, in einer Weise aber zu schildern, die mir unvergeßlich sein wird. Das war kein Stubengelehrter, kein deutscher Professor der Philosophie, sondern ein Philosoph von Gottes Gnaden, ein Weiser des Alterthums, welcher zu mir redete. Mit Andacht und Verehrung mußte ich ihm zuhören. «Ja wohl», sagte er mit einem rührenden Ausdruck in der Stimme, «Buddha b e t t e l t, weil er ein B e t t l e r ist. O sie ist schön, die Mythe, wie Buddha zum Heil geführt wurde! Ein Prinz aus königlichem Hause, ward er erzogen in einem glänzendem Harem, in Pracht und Reichthum, und als er zwanzig Jahre alt geworden, verließ er zum erstenmal das Schloß und trat mit

seinem Gefolge hinaus in die herrliche indische Natur, die vor ihm ausgebreitet lag in ihrem Glanze. Da steht er staunend vor ihr und freut sich über die Schönheit des Daseins. Aber sieh! es kommt einer auf ihn zugegangen (hier machte Schopenhauer, heftig erregt, die Gebärde eines alten Mannes, der mit dem Kopfe wackelt), es kommt einer gegangen, der scheint zu sagen: Sieh mich an! Dies alles ist nichts, nichts! — Bestürzt fragt der Prinz einen Begleiter, was diese Gestalt bedeute. ‚Es ist das Alter, Prinz; so wie dieser hier werden wir einst alle.‘ Der Zug geht weiter, und man sieht am Wege einen siechen Menschen, der sich mit seinem Leiden hinschleppt. ‚Wer ist dieser?‘ — ‚Ein Kranker.‘ — ‚Kann auch das uns alle treffen?‘ — ‚Jawohl, lieber Prinz.‘ — Der Zug geht abermals weiter, und auf einer Bahre wird ein Todter vorübergetragen. Buddha erblickt ihn mit Entsetzen. In solchem Zustande hat er noch nie einen Menschen gesehen. Er fragt mit bebender Stimme, ob auch das allen Menschen bevorstehe? Sein Begleiter zuckte mit den Achseln: ‚Dem ist nicht anders, Prinz. Dem Tode entgeht keiner von uns.‘ ‚Sagt ihr mir das?‘, ruft Buddha aus, ‚führt zu Alter, Krankheit, Tod unser Dasein, o so will ich nicht leben, fort will ich von euch, — in die Wüste will ich gehen und — meditiren!‘» — In seiner Erzählung fortfahrend, schilderte Schopenhauer nun, ohne meine tiefe Rührung zu bemerken, wie Buddha anfangs durch seine Umgebung von der Ausführung seines Entschlusses zurückgehalten und wieder im Schlosse des Königs eingesperrt wird, wie er sich aber endlich befreit und mit einem einzigen Diener fortzieht, wie er dann, in die Wüste gekommen, diesen Diener entläßt, auch sein Pferd frei davonlaufen läßt und diesem noch voll Rührung und Liebe einige Worte des Abschieds nachruft, wobei er ihm verheißt: «Auch Du sollst dereinst erlöst werden!» Er begegnet einem Bettler, tauscht mit ihm die Kleidung und bringt von nun an seine Tage in Nachdenken und Enthaltsamkeit zu, seine Speise fremder Wohlthätigkeit dankend.“ — È veramente singolare e mirabile, come questa descrizione, riferitaci da Bähr, della vita di Buddho, fatta

da Schopenhauer innanzi alla statuetta tibetana di Buddho, corrisponde esattamente, sia per l'intima commozione che per la forma esteriore, al modo, per esempio, come, al principio del romanzo *Kim* di Kipling, il vecchio lama tibetano descrive la stessa vita innanzi alle statue di Buddho del museo di Lahore.

Ma questi sono i rapporti esteriori tra Schopenhauer e Buddho. Più importanti sono le relazioni delle due dottrine, escogitate analogamente dai due grandi uomini, a tanta distanza di tempo uno dall'altro. Il nucleo delle due dottrine é dato dalla cognizione del dolore nel mondo e dell'insegnamento del modo come liberarsi dal dolore, estirpandolo dalle sue radici, che sono le radici stesse della vita. Radice della vita è la sete, *tanhâ,* di vivere: dice Buddho. Radice della vita è la volontà, *Wille,* di vivere: dice Schopenhauer. Ma Buddho identifica a volte anch'egli la sete con la volontà, come Schopenhauer dal canto suo paragona la volontà alla sete, come nel § 57 del quarto libro del primo volume del *Mondo quale volontà e rappresentazione:* „Volontà e sforzo è da paragonarsi in tutto, in tutta la sua essenza, ad una inestinguibile sete: *Wollen und Streben ist sein ganzes Wesen, einem unlöschbaren Durst gänzlich zu vergleichen*". È il paragone già usato da Lucrezio: Et sitis aequa tenet vitai semper hiantes. — La soddisfazione della sete, l'affermazione della volontà producono vita e dolore: il rinnegamento della volontà, l'estinzione della sete, *nirvana,* fanno finire vita e dolore.

Così, come generalmente si sa, coincide dunque il pensiero di Buddho con quello di Schopenhauer. Ma vi sono anche altri lati, meno generalmente noti, dei loro pensieri, che coincidono mirabilmente. Uno di essi, per esempio, è la legge di causalità, che costituisce uno dei cardini fondamentali della dottrina buddhista. Ma anche Schopenhauer la mette a base della sua dottrina, con parole quasi identiche a quelle di Buddho. Il modo, come Gotamo Buddho tratta questa legge di causalità, fu bellamente esposto nei *Süddeutsche Monatshefte* del febbraio 1906 da Karl Eugen Neumann: il grande ed incomparabile traduttore dei testi

pâli del buddhismo, morto il 18 ottobre 1915 a Vienna, dove era nato appena cinquant'anni prima, il 18 ottobre 1865. Ne riporto qui la parte riprodotta nel mio libro *India e Buddhismo antico*, quarta edizione, Bari, Laterza 1920, pagina 337 e seguenti.

Nell'opera di Gotamo, dice Neumann, un còmpito importante spetta alla dianoiologia o dottrina della cognizione. Essa deve rendere possibile al discepolo di comprendere l'esistenza nelle sue fondamenta; ma non certo nel senso di una qualunque storia d'evoluzione, giacchè da lui non c'è da aspettarsi rivelazioni sul principio e la fine del mondo, su anima e corpo, spirito e materia e simili altre belle cose, che già ai tempi di Gotamo erano patrimonio dei comuni asceti e sacerdoti. Tali cose non sono oggetto di contemplazione, non possono quindi entrare nell'orbita di un'opera d'arte. Se qualcuno si presenta a Gotamo e gli rivolge tali domande, il maestro gli significa come ei debba rimanere senza risposta. Gotamo non vuole costruire concetti, che non entrino nella nostra forma di pensiero e non rispondano a reale visione, i quali anzi, considerati esattamente, sono gomitoli cerebrali, il cui dipanamento non è in fondo che un ozioso giuoco, pel quale non basta la vita intera. Gotamo espone solo ciò, che ogni intelligente può egli stesso vedere, riconoscere, meditare; una chiara visibile dottrina.

Ora sarebbe certo un errore l'immaginare, che la teoria della cognizione di una tale chiara visibile dottrina debba appunto perciò essere già subito accessibile ad ogni intelligente. È necessaria invece una ripetuta visione, finchè si sia imparato veramente a vedere ed a distinguere le cose ed i rapporti esposti. Poi si deve a poco a abituarsi a considerare le parole non come cose, ma come semplici gusci, da cui dev'essere poi sgusciata la reale visione. Un lavoro faticoso, senza dubbio; ed è impossibile di andare innanzi, se si ha fretta e si vuol subito afferrare il contenuto. Il tempo allora naturalmente non basta per prima convenientemente considerare, riflettere, o provare le parole della dottrina; poi allontanare accuratamente gusci e veli e pre-

merne il puro contenuto, in modo da intendere in fine, di che cosa propriamente si parla. La fiducia, quindi, che la propria fatica non venga infine ad essere delusa, è la prima condizione per lo scrutatore. Perciò appunto Gotamo dice proprio della sua teoria della cognizione: „Profonda è questa dottrina, difficile a scoprire, difficile a percepire, tranquilla, preziosa, imperscrutabile, intima, accessibile ai savi: difficilmente la s'intenderà senza indicazione, senza pazienza, senza dedizione, senza sforzo, senza guida.“ E come rapporto di causa ed effetto, come origine da cause espone Gotamo la sua teoria della cognizione.

Gli anelli di questa catena causale sono sempre svolti uno dall'altro e così schiusi all'intelligenza. La *sestupla sede* comprende i sei sensi, vista, udito, odorato, gusto, tatto, pensiero, e ne è la designazione. L'*attaccamento* si compone egualmente in cinque tronchi, come attaccamento alla forma, alla sensazione, alla percezione, alla distinzione, alla conscienza. „E questi cinque tronchi dell'attaccamento, o signore,“ chiede un discepolo, „dove sono radicati?“ — „Questi cinque tronchi dell'attaccamento, monaco, sono radicati nella volontà.“

La teoria della cognizione di Gotamo considera poi questa volontà più esattamente e più da vicino e viene alla conclusione: „Tutto il dolore è radicato nella volontà, sorge dalla volontà: e la volontà è la radice del dolore.“ Così ora il maestro può subito fare avanzare il discepolo nella conoscenza della volontà: „Nella volontà sono radicate tutte le cose“; e può quindi farlo giungere ad un grande risultato: „Appunto con la volontà viene rinnegata la volontà: perchè se con la volontà si è raggiunta la santità, allora la volontà si è spenta.“ Nella volontà dunque, mostra Gotamo, sono radicati i cinque tronchi dell'attaccamento. Questa cognizione era stata già da Gotamo indicata, quando nella serie dell'origine da cause egli aveva fatto sorgere l'attaccamento dalla sete. La, dove era necessario il più chiaro e netto stampo dei concetti, egli certo non aveva adoperato la parola *volontà*, che in indiano come nel linguaggio di Schopenhauer abbraccia l'immenso campo

di ogni attività conscia ed inconscia, ma invece aveva detto *sete*, per dinotare appunto con questa parola la somma dell'originaria estrinsecazione della volontà: „dalla sete ha origine l'attaccamento". Così sulla base, che già conosciamo, „tutto il dolore è radicato nella volontà", può Gotamo erigere un dittico di effetto possente: „Ciò che si svolge in dolore è tutto sorto dalla sete", ecco una veduta; „di questa sete il completo annietamento non fa più svolgere alcun dolore", ecco l'altra veduta del dittico. Quest'altra veduta però è rivolta verso l'interno, non appartiene più alla teoria della cognizione, ma alla contemplazione; in nessun guscio di parole, in nessuna forma di pensiero è dipoi contenuta la fonte, di cui, secondo l'aspirazione faustiana, un sorso calma in eterno la sete.

Se de un lato la considerazione dei cinque tronchi dell'attaccamento mena così direttamente al nucleo della dottrina della cognizione, da un altro lato invece ci fa scorgere i contorni di essa. Così in altri discorsi è dimostrato, come i cinque tronchi dell'attaccamento si aggrappano, mediante i sei sensi della sestupla sede, al mondo esterno, o se ne distaccano, secondo che sono mossi, o pur no, dalla volontà e dalla brama. In esposizioni di tale genere si osserva prima di tutto la sorprendente destrezza, con cui sono dipanati e sfilati compatti tessuti di pensieri, finchè se ne hanno in mano i fili e si comprende da entrambi i lati la composizione del campione: in maniera non dissimile de quella della ragione critica, svolta ventitre secoli più tardi da Kant. Ma la sorpresa diventa maggiore, quando si trova un modo di esprimersi eguale a quello di Schopenhauer, allorchè si parla della cosa in sé, ossia della volontà, dell'affermazione, della rinnegazione, e d'altri importanti concetti, di cui Schopenhauer, quando indipendentemente li trovò e li espresse, non poteva neanche immaginare, che essi già più di due millenni prima di lui erano stati coniati col più netto stampo, come tale risultato del pensiero. Questi rapporti ci appaiono tanto più notevoli, in quanto pel resto la forma dell'esposizione è nei due casi fondamentalmente diversa. Il discorso go-

tamico è sempre misurato, alla grande maniera antica, a volte anche come canone e fuga, a volte anche lapidario, sempre però parola per l'orecchio, mezzo di visione per sguardo spirituale: „neanche un tono" è detto, „parlano i Compiuti invano". Perciò tanta parte a primo udito resta scura ed inintelligibile, benchè sia in sé lucida e chiara. Il pensatore moderno scrive il suo annunzio, con molte parole, con molti valori; il pensatore antico ha deposto il suo annunzio più nel cuore degli uditori. Quello scrive un libro per tutti; questo dice un discorso per pochi. Ognuno ha ragione a suo modo. Ma il libro, con molte parole, con molti valori, trova poco a poco il vero conoscitore; mentre il vivente discorso agli uditori viene spesso dai valenti intimamente serbato e così a lungo considerato, finchè nessun punto rimane oscuro.

Così i cinque tronchi dell'attaccamento, di cui innanzi si sono accennati i rapporti con la volontà, con la sete, con la sestupla sede, a misura che ripetutamente si considerano, acquistano sempre più luce e colore. Similmente in altri discorsi si sente, come la sestupla sede dia origine al contatto, da cui si svolge la sensazione, che produce la sete, dalla quale si sono già visti crescere i cinque tronchi dell'attaccamento. Quindi la guida esperta e sicura ci mostra i passi ed i sentieri, i ponti e le vette della sestupla sede, sempre partendo dal già visto e noto per giungere ad ulteriori nuove plaghe. E così si vede come il pensatore successivamente e saviamente rinnega e perde l'*ignoranza*, che è primo principio del *dolore*; come egli fa fondere le *distinzioni* nella *conscienza*; e la conscienza nell'*immagine e concetto* del passato, futuro e presente egli la ritrae in sè sulla *sestupla sede*, con *contatto, sensazione* e *sete*, mentre queste serie si stringono intorno all'attaccamento; finchè, così agguerrito in combattimento instancabile, egli fa finalmente disciogliere l'*attaccamento* stesso e con ciò ogni ulteriore possibilità di *divenire*.

Ora si potrebbe opinare, che, oltre il disfarsi dei cinque tronchi dell'attaccamento, persista la mente e lo spirito, come l'Io duraturo, quasi l'eterno pilastro, intorno a cui

si aggruppano e si girano tutte le volubili manifestazioni di questo mutabile mondo. Ma la sestupla sede comprende anche il pensiero o lo spirito, che è anch'esso un semplice fenomeno o, per dire con Kant, è solo il soggetto logico del pensiero, ma non il soggetto reale dell'inerenza, „di cui noi non abbiamo la minima conoscenza, né possiamo averla, perchè la conscienza è l'unica, che rende pensieri tutte le rappresentazioni ed in cui, come nel soggetto transcendentale, debbono essere comprese tutte le nostre percezioni; e noi, oltre questo significato logico dell'Io, non abbiano alcuna conoscenza del soggetto in sè stesso, di ciò che a questo, come a tutti i pensieri, fa in fondo da sostrato". Il maestro dunque dichiara anche la sestupla sede come non propria, non persistente, come dolorosa, caduca, mutabile, senza Sè, senza durata; a cui solo la manìa della personalità può conferire le proprietà della persistenza, dell'io e del mio. Quindi anche nella conscienza noi non vediamo più l'Io, ma semplicemente il rapporto di causa ed effetto.

Ma da questa conscienza, che qui è scomposta nei suoi elementi, è formato il mondo, ha origine tutto. „Tutto, voi monaci, vi voglio mostrare: che è tutto? L'occhio e le forme, l'orecchio ed i suoni, il naso e gli odori, la lingua e i sapori, il corpo ed i contatti, la mente e le cose: ciò si chiama, voi monaci, tutto." Ma perciò appunto „essere conscio è essere egro, essere conscio è essere infermo, essere conscio è essere dolente": e vi é una libertà più alta di questa percezione dei sensi. Così il discepolo può imparare a penetrare perspicacemente la conscienza come ultimo scopo della teoria della cognizione, e divenire così senza attaccamento incrollabile.

Un tale discepolo, che ha così perduto l'ignoranza, non è più illuso dalle distinzioni, nè ingannato da immagine e concetto; „ha saviamente penetrato la conscienza, saviamente acquistato calma e chiarezza, saviamente realizzato sapere e salvezza: più non cura essere o non essere, nulla più chiede, divenuto sicuro". L'ultima cognizione, con cui ora dunque si chiude la comprensione, intimamente vissuta,

dell'origine da cause, è però assai diversa da certe fantasie ed espressioni di sentimento e grandiose inspirazioni: come quelle, p. es., delle Upanisciade sul tutt'uno, sul'anima del mondo, lo spirito originario e simili. Al discepolo, che matura a maestro, la cognizione finalmente acquistata basta solo „per sentirsi perfettamente bene ancora durante la vita", „per essere contento già in questo tempo", „per godere il beato presente".: non più e non meno. Se si riflette, che il nostro Schopenhauer ha pensato quasi sul serio: „Interamente felice, nel presente, non si è ancora sentito alcun uomo; a meno che sia stato ubbriaco"; allora si può sempre indicare quel risultato gotamico come un assai notevole scopo di una dottrina della cognizione.

BIOGRAPHISCHE ABTEILUNG.

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE JOHANNA SCHOPENHAUERS AN KARL AUGUST BÖTTIGER.

Mitgeteilt von

OTTO FIEBIGER (Dresden).

Johanna Schopenhauers Beziehungen zu dem Schulmann, Archäologen und Schriftsteller Karl August Böttiger, der 1804 Weimar mit Dresden vertauscht hatte und hier zunächst als Studiendirektor des Pageninstituts, seit 1814 aber als Leiter der neugebildeten Ritterakademie und gleichzeitig als Oberaufseher der Dresdener Altertumsmuseen tätig war[1], gehen in erster Linie auf die Freundschaft zurück, welche die beiden mit dem feinsinnigen Ästhetiker und Kunstschriftsteller Karl Ludwig Fernow verband. Dieser hochbegabte geistvolle Gelehrte, mit dem Johanna Schopenhauer die letzten Jahre seines Lebens auf sehr vertrautem Fuße stand und dem sie das Rüstzeug für ihren schriftstellerischen Beruf verdankte[2], hatte sich, wie sie wußte, seit Jahren in den großen und kleinen Nöten des Lebens seinem bewährten, selbstlosen Freunde Böttiger jederzeit rückhaltlos vertraut[3], und als Fernow am 8. Dezember 1808 starb, betrachtete es Johanna Schopenhauer als ein teures Vermächtnis des Heimgegangenen, das freundschaftliche Verhältnis zu Böttiger weiter zu pflegen. Auch mußte es der angehenden Schriftstellerin noch im besonderen erwünscht sein, bei einem in literarischen Kreisen damals so angesehenen und einflußreichen Manne wie Böttiger jederzeit Rat und Hilfe zu finden. Böt-

---

[1] Über Böttiger vgl. K. W. Böttiger, Karl August Böttiger (Leipzig 1837); Urlichs, Allg. Deutsche Biographie III, S. 205 ff.; Hermann Anders Krüger, Pseudoromantik (Leipzig 1904) S. 154 ff.

[2] Vgl. dazu Adele Schopenhauer in Johanna Schopenhauers Nachlaß (Braunschweig 1839) II, S. 258 f.; L. Gerhardt, Carl Ludwig Fernow (Leipzig 1908) S. 205 ff.; Laura Frost, Johanna Schopenhauer, 2. Aufl. (Leipzig 1913) S. 93 ff.

[3] L. Gerhardt, a. a. O., S. 230.

tigers persönliche Bekanntschaft machte die Hofrätin Schopenhauer im Sommer 1810, als sie sich mit zahlreichen Jenaer Freunden der Malerin Louise Seidler einige Wochen in Dresden aufhielt.[1] Doch wissen wir darüber nur das wenige, was der Dresdener Schriftsteller Friedrich August Schulze, bekannt unter dem Decknamen Friedrich Laun, im dritten Teile seiner Memoiren[2] davon berichtet: „Während eines Sommers, wo Johanna Schopenhauer sich in Dresden aufhielt, erinnere ich mich noch mit Vergnügen einer Gondelfahrt auf dem Elbstrome mit ihr, den beiden, seitdem verstorbenen, Böttiger und Passow[3], und mehren andern Personen.“ Nach Beendigung seiner Doktorarbeit bewarb sich übrigens auch der junge Schopenhauer um Böttigers Gunst. Die zwei Briefe, die er am 6. Dezember 1813 und am 24. April 1814 von Weimar aus an ihn richtete, wurden 1873 von Johann Karl Seidemann im 32. Jahrgang der Grenzboten[4] veröffentlicht.

Aber Johanna Schopenhauer und Böttiger hatten noch einen weiteren gemeinsamen Freund, durch den beide dauernd mit einander in Berührung blieben. Das war der gleich ihnen mit Fernow eng befreundete[5] Porträt- und Historienmaler Gerhard von Kügelgen, der sich mit seiner Familie im Mai 1805 zu dauerndem Aufenthalte in Dresden niedergelassen hatte. Zu den Männern, mit denen der Künstler in seinem neuen Wirkungskreise näheren Umgang pflegte, gehörte, wie uns sein ältester Sohn Wilhelm in seinen Jugenderinnerungen eines alten Mannes[6] berichtet, neben seinen Berufsgenossen vor allem der gelehrte Böt-

---

[1] Vgl. Hermann Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, 2. Aufl. (Berlin 1875) S. 49 ff.

[2] Bunzlau 1837, S. 79.

[3] Der Schulmann Franz Passow, der bis Juli 1810 am Gymnasium zu Weimar tätig war, hielt sich Ende August, bevor er als zweiter Direktor des Conradinums nach Jenkau bei Danzig ging, einige Tage in Dresden auf; vgl. Albrecht Wachler, F. Passow's Leben und Briefe (Breslau 1839) S. 119 und 129.

[4] Zweites Semester II, S. 36—39.

[5] Vgl. L. Gerhardt, a. a. O., S. 179 ff. und Adele Schopenhauer, a. a. O., II, S. 260.

[6] Herausgegeben von Adolf Stern (Leipzig 1911) S. 31, 58, 124, 145.

tiger, dessen anregende archäologische Vorlesungen er fleißig besuchte.[1] Andererseits war Kügelgen, als er vom Dezember 1808 bis zum Februar 1809 in Weimar weilte, daselbst, wie er am 14. Dezember an seine Frau nach Dresden schreibt, bei Frau Johanna Schopenhauer, deren Bildnis er damals zu malen anfing[2], in der Regel täglicher Gast und verlebte auch das Weihnachtsfest in ihrem Hause.[3] Anderthalb Jahre später führte dann die Dresdener Reise der Hofrätin die beiden abermals häufig zusammen.[4]

Wir besitzen von Johanna Schopenhauer im ganzen sieben Briefe, die sie in den Jahren 1814 bis 1826 an Böttiger gerichtet hat. Sie finden sich im 178. Bande (Nr. 112—118) seines von der Sächsischen Landesbibliothek unter der Bezeichnung Mscr. Dresd. h 37 verwahrten handschriftlichen Nachlasses. Die bisher unveröffentlichten Briefe, deren Herausgabe Herr Dr. Mockrauer mir nahelegte, verdienen in verschiedener Hinsicht Beachtung. Was zunächst ihre äußere Form anlangt, so erfreuen sie beim Lesen allein schon durch den offenherzigen, liebenswürdigen Plauderton, in dem sie geschrieben sind. Inhaltlich vervollständigen sie in Einzelheiten unsere Kenntnis von dem Lebensgange der Briefschreiberin, namentlich insofern wir über ihre schriftstellerische Tätigkeit näheres erfahren. Vor allem aber verdanken wir ihnen zuverlässige, auf persönlicher Wahrnehmung beruhende Äußerungen und Berichte, die Weimarer Vorgänge und Zustände scharf beleuchten.

Nach dieser Einführung mögen die Briefe im Wortlaut folgen. Sie lauten:

I.

Weimar. d. 27. Juny. 1814.

Längst schon, verehrter Herr Hoffrath, hätte ich mir die Freude gemacht Ihnen für alle das schöne und erfreuliche, was

---

[1] Vgl. F. Ch. A. Hasse, Das Leben Gerhards von Kügelgen (Leipzig 1824), S. 221.

[2] Vgl. Eduard Grisebach, Schopenhauer, S. 87.

[3] Hasse, a. a. O., S. 207 und 149.

[4] Vgl. H. Uhde, a. a. O., S. 51, Anm., und Johanna Schopenhauers Nachlaß, II, S. 271 ff.

Sie mir durch unsern Freund Kügelgen über mein Büchlein sagen ließen[1] schriftlich zu danken. Sie wißen zu gut wie viel Werth der Beifall eines Mannes wie Sie für mich haben muß und wie ermunternd er sein muß für eine Frau die denn doch immer mit einer gewißen Schüchternheit es wagt fürs große Publikum hinzutreten, um nicht zu fühlen wie erfreulich mir Ihre Äußerungen sein musten, und wie dankbar ich dafür bin. Den zweiten Theil meines Werckchens habe ich Ihnen nicht geschickt weil ich erfuhr daß Bertuch[2] mir schon zuvorgekommen war, dafür aber überreiche ich Ihnen hier eine Sammlung, wie mich dünkt, recht interreßanter Erzählungen, von meinem Freunde, dem hiesigen Regierungs Rath Müller[3], den ich aber mit dem Geheimen Regierungs Rath von Müller[4] den Sie früher in Weimar kannten, ja nicht zu verwechseln bitte. Auch dieser Regierungs Rath Müller ist Ihnen nicht unbekannt, Sie sahen ihn bei mir in Dresden und wenn ich nicht irre auch schon früher in Töplitz oder Karlsbad vielleicht auch in Dresden bei Frau von der Recke oder der Herzogin von Kurland[5], er

[1] Kügelgen, der infolge der kriegerischen Ereignisse Dresden im Herbst 1813 mit seiner Familie verlassen hatte und zunächst in Ballenstedt, später in Schloß Hummelshain eine Zufluchtsstätte fand (vgl. Hasse, a. a. O., S. 267 ff.), war Ende Mai 1814 nach Sachsen zurückgekehrt (vgl. H. Uhde, a. a. O., S. 121). — Von Johanna Schopenhauers „Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803, 1804 und 1805", die sie mit ihrem Gatten durch Holland und Frankreich nach England und Schottland unternommen hatte (vgl. L. Frost, a. a. O., S. 36 f.), war 1813 der erste, 1814 der zweite Band erschienen.

[2] Carl Bertuch, der Herausgeber des Journals für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, für welches Böttiger seit 1792 zahlreiche Beiträge lieferte.

[3] Die 1814 in Tübingen bei Cotta erschienenen Kaledonischen Erzählungen waren das literarische Erstlingswerk des seit 1813 am Geheimen Archiv in Weimar angestellten Regierungsrats Georg Friedrich Konrad Ludwig Müller von Gerstenbergk, des Hausgenossen der Johanna Schopenhauer, vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen Jahrg. XVI, 1838, Teil II, S. 1088, Goedeke, Grundriß III, 2, S. 1063 und Adele Schopenhauer, Tagebücher (Leipzig 1909) I, S, 127.

[4] Der Kanzler Friedrich von Müller.

[5] Müller von Gerstenbergk hatte, bevor er 1810 weimarischer Regierungsassessor wurde, vermutlich als Syndikus zu Ronneburg — kurze Zeit in den Diensten der Herzogin Dorothea von Kurland, der Stiefschwester Elisas von der Recke, gestanden; vgl. Karl Gräbner, Die großherzogliche Haupt- und Residenzstadt Weimar (Erfurt 1830), S. 141.

war immer viel bei beiden Damen und ist ein Freund Tiedgens. Sie werden dünckt mir in Erholungs Stunden dies anspruchslose erste Product einer reinen schönen, wenn auch etwas düstern Phantasie, mit Vergnügen lesen, er selbst hatte nicht den Muth es Ihnen darzubieten weil er weis wie sparsam Sie mit Ihrer Zeit umgehen müßen[1], so erbot ich mich dazu und ergreife mit Freuden die Gelegenheit wieder einmahl mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich wage noch eine Bitte von der aber mein gar zu bescheidner Freund nichts erfahren muß. Finden Sie in dem Büchlein was ich darin zu finden glaube, so sagen Sie doch irgendwo ein Wörtchen davon[2] um das große mit Neuigkeiten überladne und oft deshalb unachtsame Publikum darauf aufmerksam zu machen und dadurch dies eben ans Licht tretende noch etwas scheue Talent ein wenig aufzumuntern, denn warlich gerade in diesem Fach sind wir jezt nicht allzu reich und man muß jeden aussprießenden Keim pflegen und an die Sonne bringen damit er sich entfalte. Ich wollte ich wäre jezt in Dresden, mein erster Gang wäre zu den Antiken um diese alten Götterbilder recht feyerlich zu dem Glück unter Ihrer Aufsicht zu stehen zu gratuliren. Wie ich mich darüber freue kann ich Ihnen nicht sagen, je seltner man jemanden recht an seinem Platz sieht desto erfreulicher ist dieser Anblick, wenn er uns einmahl gewährt wird. Wie gern hörte ich Ihre Vorlesungen![3] Eine aufmer[k]samere emsigere Zu-

---

[1] Berufsgeschäfte, Schriftstellerei und Verpflichtungen der verschiedensten Art nahmen Böttiger so in Anspruch, daß er, um alles bewältigen zu können, mit seiner Zeit geizen mußte. Gleichwohl war er von nie versagender Hilfsbereitschaft; vgl. K. W. Böttiger, a. a. O., S. 107 und 112 f.

[2] Vermutlich rührt die Anzeige der Kaledonischen Erzählungen, welche wir in der dem Morgenblatt für gebildete Stände beigegebenen Übersicht der neuesten Literatur, Jahrg. 1814, Nr. 21, S. 82, lesen, von Böttiger her.

[3] Böttiger pflegte bereits seit 1806 alljährlich in den Wintermonaten, in späteren Jahren außerdem noch während der Monate Juli bis Oktober archäologische Vorlesungen zu halten, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten; vgl. K. W. Böttiger, a. a. O., S. 72, 77, 82; Louise Förster, Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Försters (Dresden 1846) S. 79, 89; Hans von Krosigk, Karl, Graf von Brühl und seine Eltern (Berlin 1910), S. 276. — Johanna Schopenhauer hatte durch ihren Lehrer Fernow Verständnis für die alte Kunst bekommen; vgl. Adele Schopenhauer in Johanna Schopenhauers Nachlaß II, S. 258.

hörerin als ich müste in der Welt nicht zu finden sein wenn mir das Glück so wohl wollte, doch tröste ich mich mit der Hoffnung auf beßre künftigere Zeiten die denn doch nicht lange mehr ausbleiben können. Jezt freilich mag es in Ihrem schönen Dresden nicht gar zu erfreulich aussehen, auch mein Freund Kügelgen sagt mir wenig erfreuliches darüber, doch lebt in mir die Hoffnung daß alles beßer werden wird in kurzer Zeit, es kann ja nicht anders sein, die Tage die wir verlebten waren gar zu traurig, beßre müßen ihnen folgen, denn ewiger Wechsel ist ja einmahl das loos dieser Zeit. Wir leben hier ziemlich ruhig fort, Sie kennen ja das Weimarsche Völckchen, jezt haben wir nichts im Kopf als Blumenfestons, Guirlanden, Trophäen, und Drapperien so bunt als möglich, denn unser Herzog komt nächsten Monat zurück[1] und da soll alles zum festlichen Empfange glänzen und kränzen. 5000 Dichter sind schon in Requisizion gesezt[2] sagt Freund Meyer[3], denn aus allen Fenstern sollen Gedichte, ganze Hände voll auf ihn herabregnen wie die Drageen[4] beim Karneval in Rom, alle Häuser werden mit Blumen und Teppichen geziert, aus allen Fenstern sollen engelschöne Gesichter herabkucken, wer kein hübsch Gesicht hat darf gar sich nicht blicken laßen. Der Zug geht zum Erfurter Thor[5] durch die Esplanade über den Marckt zum Schlos, nur die Häuser bei welchen er vorbeigeht werden dekorirt, die Damen aber die in den entferntern Straßen wohnen werden aufgeboten,

---

[1] Nach einem Briefe Christian Gottlob von Voigts vom 7. August 1814 wurde der Herzog am 15. Juli erwartet; tatsächlich erfolgte Karl Augusts Einzug in Weimar nach einem Briefe Carl Bertuchs vom 7. September 1814 jedoch erst am 1. September; vgl. Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar (Berlin 1897), S. 221 f. Einen ausführlichen Bericht über die festlichen Veranstaltungen siehe in Bertuchs Journal, Jahrg. 1814, XXIX, S. 627—654.

[2] Goethe hatte die Herausgabe einer dem heimkehrenden Fürsten von den angesehensten Männern Weimars dargebrachten dichterischen Huldigung übernommen. Näheres über diese „Willkommen" betitelte Sammlung von 34 Gedichten, zu der Goethe selbst die Widmung und drei Gedichte beisteuerte (vgl. Weimarsche Ausgabe I, 4, S. 245 f.), bei Geiger, a. a. O., S. 233 f.

[3] Heinrich Meyer, der bekannte Maler und Kunstschriftsteller.

[4] Kleine Gipskugeln, auch Konfetti genannt, als Ersatz für wirkliches Zuckerwerk, mit denen die Römer beim Karneval einander bekämpften.

[5] Im Westen der Stadt.

denen die an der Straße wohnen mit Rath und That beizustehen. Das Reußische Haus, Ihnen unterm Namen hôtel d'Egloffstein wohlbekannt, dicht neben dem Teater, welches ich jezt zum Theil bewohne, ist eins der schönsten und größesten[1], zu meiner Freude haben Göthe[2] und Frau von Heygendorff[3] sich erboten mir zu helfen, und so darf ich hoffen daß es sich vortheilhaft auszeichnen werde, indeßen schwirrt mir doch der Kopf von alle dem Meßen und Berathschlagen, das schönste dabei ist wir riskiren daß unser guter Dux uns einen Streich spielt und ankommt wie ein Dieb in der Nacht. Das Palais der Herzogin Amalia wird in geheimnisvollen Glanz der Maurerei alle andern überstrahlen[4], alle partie[s] honteuses, als da sind Garten-Mauern, Ställe etc, werden mit grünen Kollonaden künstlich verbaut, genug die Welt soll staunen ob der großen Dinge in Weimar, alles soll magnifique sein et pas cher, daß ist die Hauptsache. Ich bin ins plaudern gekommen, lieber Herr Hoffrath, aber da Sie doch noch immer an Weimar denken, so hoffe ich der Stoff soll die Form entschuldigen, nur bitte ich Sie von diesem Briefe n i e m a n d e n ohne Ausnahme, etwas zu sagen. Leben Sie wohl, denken Sie meiner freundlich und wenns Ihre Zeit erlaubt, so melden Sie mir in ein paar Zeilen daß ich Ihnen nicht überlästig erschienen bin.

Ihre Ergebne
Johanna Schopenhauer.

---

[1] Johanna Schopenhauer wohnte im Hause der Hofrätin Ludekus, dem nachmaligen Wertherschen Hause, heute Theaterplatz 1, zur Miete; vgl. L. Frost, a. a. O., S. 52. — Die Bezeichnung hôtel d'Egloffstein oder Reußisches Haus ist heutigen Tages in Weimar nicht mehr bekannt. Wahrscheinlich gehörte das stattliche Gebäude früher der Familie von Egloffstein, vorher aber nach einer ansprechenden Vermutung von Adolf Bartels dem Reußischen Fürstenhause, dessen Glieder, wenn sie nach Weimar kamen, hier wohnten.

[2] Goethe besprach mit Johanna Schopenhauer die Schmückung ihres Hauses, als er am Abend des 4. Juli zum Tee bei ihr weilte; vgl. Weimarsche Ausgabe III, 5, S. 116.

[3] Die vielbewunderte Weimarer Sängerin und Schauspielerin Karoline Jagemann, die Geliebte Karl Augusts, wurde von diesem 1809 als Frau von Heygendorf in den Adelsstand erhoben; vgl. Franz Neubert, Goethe und sein Kreis (Leipzig 1919), S. 202 f.

[4] Nach dem Tode der Herzogin (10. April 1807) war der Festsaal

II.

Karlsbad. d. 6ten Aug: 1815.

Tausend Danck, theuerster Freund, für Ihr freundliches Andenken, Ihren lieben Brief und den schönen Cipreßen Kranz der ihn begleitete[1], fiel nur die Zeit hier im Bade nicht immer zu kurz, schon längst hätte ich Ihnen gedankt, aber Sie wißen ja selbst wie wenig man hier zum Schreib Tisch kommen kann. In Weimar hoffe ich das versäumte nachzuholen, für jezt, mitten in den Gräulen des Einpackens muß ich mich mit wenigen Zeilen begnügen, die hauptsächlich Ihnen den überbringer empfehlen sollen, Herrn von Bär, einen wackern Landedelmann aus Meck-lenburg. Machen Sie ihn, soviel Ihre Zeit erlaubt, mit Dresdens Kunstschäzen bekannt, Sie werden reges Gefühl dafür, bei nicht gemeinen Kenntnißen, bei ihm finden, ich hoffe seine Bekanntschaft soll Ihnen Freude machen. Er ist der Besizer einer sehr ansehnlichen Sammlung, besonders im Münzfach, und da er reich ist, so wendet er noch immer viel darauf diese zu vermehren. Sie werden einen offnen geraden jovialen Mann an ihn finden, sein Umgang hat mir hier manche frohe Stunde gewährt, und so wage ich es Sie zu bitten ihm einige Ihrer, freilich sehr seltnen, freien Stunden zu schencken.[2] Ihre liebe Frau und Augusten, meiner Adele alte Schulfreundin, habe ich hier mit vieler Freude gesehen[3], Sie waren gewöhnlich der

---

ihres Palais der am 24. Oktober 1764 gegründeten Amalienloge zur Verfügung gestellt worden; vgl. Jul. Zeitler, Goethe-Handbuch III, S. 582.

[1] Böttiger hatte die bei der Totenfeier für Theodor Körners Schwester Emma am 17. März 1815 vorgelesenen, sowie einige nachträglich ihrer Erinnerung geweihten Gedichte, „in einen Kranz zusammengewunden", in einer im April 1815 bei Tauchnitz erschienenen kleinen Gedächtnisschrift herausgegeben, die „das Geschwistergrab zu Wöbbelin" betitelt ist.

[2] Der adlige Münzsammler aus Mecklenburg ist sonst nicht bekannt. — Böttiger war daran gewöhnt, daß seine Freunde ihm ihre Bade- und Reisebekanntschaften zuschickten. Während der Zugvogelzeit, wie er scherzweise die Bade- und Reisezeit nannte, war er oft so von Fremden in Anspruch genommen, daß er einmal mit Recht klagt: „Die Fremden sind es vorzüglich, die mir die Lebenselle so kurz machen"; vgl. K. W. Böttiger, a. a. O., S. 107.

[3] Böttigers Frau Eleonore, geb. Adler, hoffte durch den Gebrauch der Bäder von Karlsbad, das sie des öfteren, zumeist in Begleitung ihres

Stoff unsrer gegenseitigen Herzensergießungen, und Ihre Gattin wird Ihnen hoffentlich manches davon erzählen, daß Sie nicht herkamen, wie wir anfangs hofften, hat uns freilich beide betrübt, besonders mich, die ich so sehr wünsche Sie einmahl wiederzusehen, aber Ihre Gegenwart war in Dresden zu nothwendig, und so musten wir uns freilich darein fügen. Trotz des bösen Wetters verlaß ich Morgen Karlsbad, sehr zufrieden mit dem Einfluß den es auf meine Gesundheit gehabt hat[1], leider muß ich noch auf drei Wochen nach Eger, um meiner Adele willen[2], welch ein Tausch! jene Moräste und diese himmlische Gegend! Laßen Sie Ihre guten Wünsche auch dahin mir folgen, die meinigen umschweben Sie überall

Ihre

Johanna Schopenhauer.

III.

Weimar. d. 1ten Juni 1816.

Jezt da Sie aus dem Gewühl der Meße zu Ihren freundlichen Hausgöttern zurückgekehrt sind[3], mein verehrter Freund,

---

Gatten, aufsuchte, von ihrem Gichtleiden befreit zu werden, das sie sich einige Jahre nach ihrer Verheiratung zugezogen hatte; vgl. K. W. Böttiger, a. a. O., S. 11, 15, 27, 80, 121. — Über die aus Weimar stammende Pflegetochter Auguste ebd., S. 80, 101, 122.

[1] Nach einer mir durch Vermittelung des Herrn Rudolf Mayer in Karlsbad gewordenen Auskunft des dortigen städtischen Archivs weilte die Hofrätin im Jahre 1815 vom 7. Juli bis zum 7. August in Karlsbad zur Kur und wohnte daselbst in der Stadt Annaberg am Markt (damals Haus Nr. 385), dem heutigen Hôtel Württemberger Hof; vgl. dazu Aug. Leop. Stöhr, Kaiser Karlsbad (Karlsbad 1810) S. 15 und M. C. Forster, Karlsbads fünfhundertjährige Jubiläums-Feier (Prag 1858), S. 53. — Ihre Karlsbader Eindrücke schildert der Aufsatz: „Das Badeleben in Karlsbad während der Monate Julius und August im Jahre 1815"; vgl. Johanna Schopenhauers Nachlaß II, S. 286—308.

[2] Adele sollte sich zur Nachkur von Karlsbad in dem 4,5 km nördlich von Eger gelegenen Franzensbrunnen, wie das heutige Franzensbad in damaliger Zeit hieß, noch weiter erholen; vgl. dazu Johanna Schopenhauers Nachlaß II, S. 312f.

[3] Böttiger pflegte seit 1805 in der Osterzeit ziemlich regelmäßig zur Buchhändlermesse nach Leipzig zu reisen; vgl. K. W. Böttiger, a. a. O., S. 27, 97.

wage ich es Ihnen mit einer Bitte beschwerlich zu fallen, deren baldige Erfüllung ich sehnlich wünsche. Es kommt in Dresden ein Jurnal oder doch eine Zeitschrift heraus, sie heist der Europäische Aufseher, niemand von meinen hiesigen Bekannten kennt oder liest sie, und doch ist ihr Ruf bis zu mir gedrungen und ich brenne vor Verlangen ein Stück davon zur Ansicht zu erhalten ohne es mir verschaffen zu können. Die Sache verhält sich so. In einem der früheren Stücke, ich weis nicht recht ob von diesem Jahre, glaube es aber, steht ein Aufsatz über meine Vaterstadt, Danzig, in welchem einer meiner dortigen Freunde, Herr Muhl, auf eine grausame Weise mitgenommen wird. Diesen wünsche ich zu lesen, und bitte Sie dringend ihn mir zu verschaffen, gern will ich das Porto daran wenden und ihn Ihnen gleich wieder zurück senden, denn den ganzen Jahrgang deshalb zu kaufen ist doch der Mühe nicht werth. Ich dencke es kann Ihnen nicht schwer werden ein Exemplar dieses Stückes an dem die Leute sich schon müde gelesen haben, auf ein paar Tage für mich zu leihen, wenn es auch etwas zerlesen und mit Taback durchräuchert ist, das thut nichts. Ich weis ja wie eine solche Broschüre beschaffen ist, wenn sie durch die Hände der Politicker gegangen ist. Doch dies ist nur die erste Hälfte meiner Bitte, die zweite ist etwas schwieriger zu erfüllen. Muhl findet sich durch die Behandlung höchst beleidigt die er von dem anonymen Schriftsteller erfahren muste, und er hat recht, ich kenne ihn genau, er ist einer meiner ältesten vertrautesten Freunde, und warlich einer der besten redlichsten Menschen auf Gottes Erde, der nur den einzigen Fehler früher hatte, das Gute zu eifrig zu wollen, und es ohne Rücksichten auf sich selbst zu fördern.[1] Er strebt jezt den Ver-

[1] Der von einem Unbekannten herrührende Aufsatz „Blicke auf Danzigs neue und neueste Geschichte" findet sich in den Stücken 15, 28, 29 und 31 des von Bergk und Heinichen in Leipzig herausgegebenen Europäischen Aufsehers von 1816 und schildert Danzigs schwere Bedrängnis während der Franzosenherrschaft der Jahre 1807—1814. Spalte 222 f. wird darin einem nicht mit Namen genannten jüngeren Manne vorgeworfen, er habe, um seine eigennützigen Pläne zu verwirklichen, seine Wahl in den Senat der Stadt widerrechtlich betrieben. Durch diese völlig aus der Luft gegriffene verleumderische Behauptung fühlte sich der Danziger Senator und Bankherr Abraham Ludwig Muhl (geb. 1768) mit Recht schwer ge-

fasser jenes Aufsatzes zu entdecken, denn sein Verdacht fällt auf jemanden der ihn nahe umgiebt, und ein entdeckter Feind ist ja schon entwafnet. Mich hat er gebeten ihm in seinen Nachforschungen behülflich zu sein, und gerne thue ich dies, jeder ist solchen Anfällen hinterm Rücken ausgesezt und es ist billig daß alle rechtlichen Menschen sich vereinigen um einander zu schützen. Niemand in der Welt kann mir beßer helfen den anonymen Herren zu entdecken als Sie, denn Ihre vielen Konexionen machen Ihnen dies leicht, und ich dencke Sie thun es gern, Sie wißen wie empörend es ist sich solchen versteckten Ausfällen wehrlos preisgegeben zu sehen, dencken Sie nun dazu wie einem angesehenen reichen Kauffmann in einer Handelstadt dabei zu Muthe sein muß, wo jeder solches Zeug liest, und tausende ihm seinen Wohlstand beneiden und sich freuen, daß auch ihm etwas unangenehmes widerfährt. Ich bitte Sie daher inständigst helfen Sie mir den Verläumder entdecken, ich bitte Sie darum wie um einen Ritterdienst.[1] Ich verspreche Ihnen heilig Ihren Namen selbst Muhlen nicht zu nennen, wenn Sie dies nicht wollen, und den Brief in welchem Sie mir die erwünschte Nachricht geben gleich zu verbrennen, oder auch Ihnen wieder zu schicken, wie Sie es wollen. Aber was Sie thun, liebster Freund, das thun Sie bald, denn in höchstens drei Wochen dencke ich in ein Bad zu

---

kränkt. Denn seine Wahl zum Senator im März 1808 war lediglich auf Verlangen des französischen Gouverneurs Rapp erfolgt. Als Gegenwert für die Zahlungen aber, die Muhl für seine Mitbürger zur Befriedigung der französischen Forderungen in uneigennützigster Weise geleistet hatte, waren ihm von der Stadt fast wertlose Schuldverschreibungen ausgestellt worden. Die bedeutenden Verluste, die Muhl damals unverschuldet erlitt, führten 1819 den finanziellen Zusammenbruch seines Hauses herbei, durch den Johanna Schopenhauer mehr als die Hälfte ihres Vermögens verlieren sollte. Näheres über den Senator A. L. Muhl siehe in einem von dem Danziger Staatsanwalt John Muhl auf Grund archivalischer Studien 1915 im 14. Jahrgange der Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins (S. 8—16) veröffentlichten Aufsatze, dessen Kenntnis ich dem Direktor der Danziger Stadtbibliothek, Otto Günther, verdanke.

[1] Ob es Böttiger gelang, den Namen des Anonymus zu ermitteln, wissen wir nicht. Jedenfalls scheinen seine Bemühungen den Erfolg gehabt zu haben, daß die Herausgeber des Europäischen Aufsehers die in Stück 31 (Spalte 247) angekündigte Fortsetzung der Berichte über Danzig nicht abdruckten.

gehen. Wohin ich aber mich wenden werde weis ich noch nicht, mein Sinn steht nach Karlsbad, aber ich fürchte in dieser brillanten Saison dort kein Quartier mehr zu finden, auf der Wiese[1] ist keins mehr zu finden, das weis ich schon, ich habe mich an meine vorige Wirthinn, die Post Sekretär Leiner(?) am Marckt jezt darum gewendet, warte aber seit vierzehn Tage vergebens auf Antwort, könnten Sie mir vielleicht zu einem freundlichen Stübchen, einem Schlafzimmer und einem Kämmerchen für meine Jungfer verhelfen? Zu Anfange Juli spätstens müste ich es haben und auf vier Wochen wenigstens.[2] Sehen Sie so reihe ich eine Bitte an die andre und fürchte doch nicht Sie zu ermüden, denn Sie haben mich schon verwöhnt. Hier ist alles in Erwartung des Prinzen Bernhard der den Donnerstag mit seiner jungen Gemahlin eintreffen soll[3], Ein Zug ihm entgegen, Teater, Illuminazion, Hoff und Stadt Bälle werden vorbereitet. Unser Gros Kophta[4] sizt bei alle dem wie ein Dachs in seinem Bau und kein sterbliches Auge wird seines Anschauens gewürdigt, Riemer hat den Prolog gemacht mit dem die Jagemann das junge Paar von der Bühne bewill-

---

[1] Da es sich hier am angenehmsten wohnte, waren Zimmer in dieser Lage von den Fremden besonders begehrt; vgl. Johanna Schopenhauers Nachlaß II, S. 297.

[2] Einem undatierten launigen Briefe Johanna Schopenhauers an ihren Freund Müller von Gerstenbergk, den Grisebach in seinem Buche: „Neue Beiträge zu Schopenhauer" (Suppl. zu Bd. 25/26 der Biographien-Sammlung Geisteshelden, S. 20f.) mitteilt, aber sicher mit Unrecht ins Jahr 1815 setzt (vgl. das S. 77, Anm. 1 Angeführte), entnehmen wir, daß die Hofrätin im Jahre 1816 erst am 13. Juli in Karlsbad anlangte und dieses Mal im zweiten Stock des in der Kirchengasse Nr. 42 gelegenen Hauses Mariahilf (vgl. dazu Aug. Leop. Stöhr, Kaiser Karlsbad, S. 17f.) wohnte.

[3] Der Einzug der Neuvermählten, des Herzogs Bernhard von Weimar-Eisenach und seiner Gemahlin Ida, geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen erfolgte am 5. Juni.

[4] Scherzhafte Bezeichnung für Goethe, den Verfasser des erstmalig am 17. Dezember 1791 in Weimar aufgeführten gleichnamigen Lustpiels. — Der Dichter war damals in banger Sorge um seine Frau, die Mitte Mai wiederum ihre bösartigen Krampfanfälle bekommen hatte. Ende Mai lag Christiane schwer krank darnieder und starb bereits am Mittag des 6. Juni nach qualvollem Todeskampfe; vgl. Otto Klein, Goethes kleine Freundin und Frau (Straßburg 1904), S. 176ff.; L. Geiger, Goethe und die Seinen (Leipzig 1908), S. 104f.

kommen wird.[1] Nachher wird die Oper Hadrian gegeben[2], denn seit Wolfs Abschied[3] ist unser Teater so beschaffen daß Singsang das Einzige leidliche ist, was wir bieten können. Fr[au] v[on] Göthe ist kranck, sie hat förmlich die fallende Sucht und wird auch sehen nach Karlsbad zu gelangen, wo ihr Gemahl sich hinwenden wird, darauf ruht noch heiliges Dunckel.

Wie steht es denn bei Ihnen? Mit wahrem Leidwesen habe ich gehört daß Ihr Pflege Töchterchen Auguste recht kranck gewesen ist, ich hoffe sie beßert sich, sagen Sie ihr doch die freundlichsten Grüße von mir und ihrer alten Schulfreundin meiner Adele, auch Ihre liebe Frau grüßen wir beide recht herzlich. Ich habe Haus Kreuz, meine alte Französinn, die seit 16 Jahren meine treue Begleiterinn und Haushälterinn war[4], liegt hoffnungslos an einem furchtbaren, sie langsam verzehrenden Übel, sie war mit mir in Karlsbad, ich dencke Ihre liebe Frau kennt auch das gute treue Geschöpf, und wird fühlen wie ihr Verlust mich schmerzen mus.

Ein kleines ungerathnes Pflegekind von mir ist wahrscheinlich jezt durch Bertuch in Ihre Hände gekommen[5], wenigstens sagte er mir er habe Ihnen ein Exemplar meiner Novellen schon geschickt, da ich ihn bat Ihnen in meinem Namen eins zu senden. Schelten Sie mich nicht zu sehr daß ich so

---

[1] Friedrich Wilhelm Riemer betätigte sich vielfach als Gelegenheitsdichter; vgl. Wahle, Allg. Deutsche Biographie XXVIII, S. 563. Der Festprolog findet sich, wie Adolf Bartels mir mitzuteilen die Güte hatte, im ersten Bande von Riemers Gedichten (S. 149), die 1826 bei Frommann in Jena erschienen.

[2] Als Festvorstellung wurde dem Bericht in Bertuchs Journal (Jahrgang 1816, XXXI, S. 410) zufolge die dreiaktige große Oper Hadrian des Wiener Komponisten Josef Weigl (vollendet 1807) gegeben, die sich damals großer Beliebtheit erfreute; vgl. dazu Hugo Riemann, Opern-Handbuch (Leipzig 1887) S. 201.

[3] Das gefeierte Schauspielerehepaar Pius Alexander Wolff und seine Gattin Anna Amalie, geb. Malcomi hatte sich am 23. März 1816 in Romeo und Julia vom Weimarer Publikum verabschiedet und war an das Berliner Königliche Schauspielhaus gegangen; vgl. H. A. Lier, Allg. Deutsche Biographie XLIV, S. 48 f.

[4] Sophie Duguet; vgl. L. Frost, a. a. O., S. 54, 62, 102.

[5] Von Johanna Schopenhauer war 1816 ein Band „Novellen, fremd und eigen“ im Verlag der Hofbuchhandlung Rudolstadt erschienen.

unbedeutende Dinge treibe, man thut eben was man kann, jezt arbeite ich an dem dritten Theil meiner Erinnerungen.[1] Könnten Sie mir vielleicht ein Buch anzeigen in welchem ich nähere Bezeichnungen der im südlichen Franckreich befindlichen Alterthümer fände, als ich sie als Laye in der Baukunst in meinem Tagebuch aufzeichnen konnte? Sie verbänden mich sehr dadurch. Jezt ist es Zeit daß ich schließe, sonst fordre ich immer mehr. Vor allen Dingen helfen Sie mir den verruchten Anonymus ertappen und gedencken Sie meiner freundlich

Johanna Schopenhauer.

IV.

Weimar. d. 8ten May. 1821.

Ich weis, lieber Herr Hofrath, daß Sie mit alter Treue und Freundschaft noch stets meiner sich erinnern, und wage allso mit einem litterarischen Anliegen mich gerade zu an Sie zu wenden, denn obgleich Sie gegen alle protestirten die wegen der Abendzeitung[2] Sie behelligen wollen So haben Sie doch, mit gewohnter Güte, alte Freunde und Bekannte, in diesem Protest ausgenommen, und so bilde ich mir denn ein daß ich unter die Ausnahmen mich rechnen darf. Sie wissen vermuthlich aus dem Messkatalog daß von mir ein neues Buch, unter dem Titel Johann van Eyck und seine Nachfolger nächstens erscheinen wird durch ein unbegreifliches Versehen meines Verlegers ist es dort unter die Romane gerathen[3], wohin es gar nicht gehört, denn ich hasse alle historischen Romane. Obgleich ich mir Mühe gegeben habe daß Leben der alten Maler so angenehm als ich es kann ausführlich zu erzählen, so habe ich doch

---

[1] Die Hofrätin schilderte darin ihre im Jahre 1805 unternommene Reise durch das südliche Frankreich.

[2] Böttiger war Mitarbeiter an der seit 1817 in Dresden erscheinenden, von Theodor Hell d. i. Karl Gottlieb Theodor Winkler und Friedrich Kind herausgegebenen Abendzeitung. Näheres über dieses Blatt bei H. A. Krüger, a. a. O., S. 32, 134.

[3] Vgl. die Anzeige von Gebrüder Wilmans in Frankfurt a. M. im Allgemeinen Verzeichniß der Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Ostermesse des 1821sten Jahres . . . ins künftige noch herauskommen sollen, S. 290.

auch nicht den kleinsten Umstand erdichtet, und brauchte es auch nicht, denn das Leben dieser alten Meister ist reichhaltig genug, schon an sich. Ich habe nichts weiter gethan als die besten Quellen zu benuzen, deren ich habhaft werden konnte, besonders den Urvater aller alten deutschen Kunstgeschichte, Karl von Mander, wobei mir meine frühe Bekantschaft mit der holländischen Sprache, in welcher er schrieb, ungemein nüzlich war. Nächstdem hatte ich Fuesli, Deskamp[s], Sandrart, die aber fast alle nur den Karl von Mander, und zwar nicht immer treu, übersezten. Auch das Jurnal des Herrn von Murr, habe ich benuzt, und nächst dem manche andre Nachweisungen kunstverständiger Freunde.[1] Mein Zweck ist durchaus nicht für Kunstgelehrte zu schreiben, sondern nur für meinesgleichen, für Frauen welche wie ich deutsche Art und Kunst lieben, und gern von dem Leben der alten Meister die so herrliches hervorbrachten etwas wissen wollen, höchstens für Kunstfreunde deren übrigen Verhältnisse ihnen nicht erlauben der Kunstgeschichte ihres Vaterlandes ein eignes Studium zu weihen.

So habe ich denn, die Leben der Brüder van Eyck, Hemling, Bernard von Brüssel, Michael Coxis, Martin Hemskerk, Schoreel, Lucas von Leyden, Albrecht Dürer, Hans Holbein, Johann von Mabuse, Lukas Kranach, und noch einiger andern, geschrieben; stets bin ich der Wahrheit treu geblieben, aber ich habe gesucht ihr ein angenehmes Gewand umzuwerfen, und habe überdem, in der zum Theil sehr verworrnen und weitschweifigen Art zu erzählen, deren meine Vorgänger sich bedienten, mehr Ordnung der Zeitfolge gebracht, so daß ich hoffe, daß mein Buch sich auch gut lesen lassen soll, selbst wenn man nur Unterhaltung darin sucht.

Ich wünsche sehr daß dies mein Werck, seines guten Zweckes halber, bald und allgemein bekannt und viel gelesen werde. Deshalb lege ich Schoreels Leben, als Probe dessen was ich leistete Ihnen bei, und bitte Sie die Herren Redakteur der Abendzeitung zu bewegen es sobald als möglich in Ihrem Blatt aufzunehmen. Wollen Sie, verehrter Freund, durch einige Zeilen es in diesem Blatt einführen, so bitte ich Sie nur ganz einfach

[1] **Die genauen Titel der hier angeführten Quellen sind im Vorwort zum Johann van Eyck zu finden.**

den Zweck dieses Buchs darzulegen, ohne des Misgrifs der es im Katalog unter die Romane sezte besonders zu erwähnen, denn Sie fühlen wohl daß ich Gründe habe meinen diesmaligen Verleger nicht zu verwunden.

Die Erzählung ist zwar etwas lang, aber sie eignet durch Schoreel's Schicksale sich am Besten für die Abendzeitung, und ich denke daß diese noch längere Erzählungen aufgenommen hat. Da das Buch schon gedruckt wird so wünsche ich daß man mit dem Einrücken nicht säume, auch daß meine Erzählung so viel möglich ununterbrochen erscheine.[1]

Nun noch ein Punkt in welchem ich mich ganz Ihrem Zartgefühl vertraue. Ich weis nicht ob die Redakzion der Abendzeitung unerbeten ihr eingesandte Aufsätze zu honoriren pflegt. Thut sie es nicht, nun so bin ich es zufrieden, thut sie aber, so schlage ich das Honorar daß sie Schriftstellern meiner Art zu geben pflegt nicht aus, denn die Zeiten sind vorbei wo ich in dieser Hinsicht freigebig sein konnte, seit ich, wie Sie vielleicht wissen, durch einen unglücklichen Bankerott in Danzig mehr als die Hälfte meines Vermögens verlor. Seitdem sind auch einige Louisdorr mehr oder weniger mir nicht mehr so gleichgültig als sonst. Ich lege allso in dieser Hinsicht mein Interesse in Ihre Hände, und bitte Sie die kleine Summe mir mit der Post oder sonst durch Gelegenheit nach dem Abdruck zukommen zu lassen, es soll mir ohnehin lieb sein wenn ich auf diese Art mit der Abendzeitung in Verbindung komme, und ungefähr erfahre wie sie ihre Mitarbeiter behandelt, denn obgleich ich fest auf dem Vorsaz beharre mein litterarisches Streben nicht in Einzelheiten für Taschenbücher, Zeitschriften und dergleichen zu zerstükeln, so finden sich doch wohl zuweilen einzelne Kleinigkeiten, oder auch Gelegenheiten wie diese, wo ich wohl von einem so gelesnen Blatt aufgenommen werden möchte. Doch bemerken Sie wohl, und vergessen Sie nicht, verehrtester Freund, daß ich nichts fordre und auch mit dem bloßen Abdruck zufrieden bin, wenn die Redakzion es so will. Sollte, was ich

[1] Johannas Wunsch wurde alsbald erfüllt. Schon am 1. Juni 1821 brachte die Abendzeitung den ersten Abschnitt ihres von Böttiger mit einem empfehlenden Vorwort versehenen Johann von Schoreel und druckte das Ganze bis auf die Beschreibung der Boisseré'schen Bilder ab.

indessen nicht vermuthe, mein Aufsatz nicht aufgenommen werden, so bitte ich Sie es mir baldmöglichst durch einige Zeilen zu melden, ihn selbst aber mit Gelegenheit mir zurück zu senden.

Sagen Sie mir doch, liebster Herr Hofrath, wer ist der Herr Kapf, der mich in der Abendzeitung so artig besonnetirte? Ich läugne nicht daß es mir Freude gemacht hat, obgleich ich des vielen hin und her schreibens über meine Gabriele mitunter herzlich überdrüßig bin.[1]

Darf ich, wenn mein Johann van Eyck erscheint, Ihnen ein Exemplar davon überreichen? Es ist ein kühnes Unternehmen dem kunstgelehrtesten Mann in Deutschland die Lesung desselben zuzumuthen, und wenn ich es recht überlege, möchte ich fast Sie bitten es nicht zu lesen, aber niemand ist ja nachsichtiger gegen Anfänger als der ächte Meister, diese Überzeugung macht mir dennoch Muth es zu wagen.

Daß übrigens dieser Brief unter uns bleibt versteht sich wohl von selbst, was ich wegen des Zweckes meines Buchs Sie bitte der Welt daraus zu sagen, dazu brauchts ja meiner eignen Worte nicht, Sie werden schon bessre dafür zu finden wissen.

Und nun leben Sie wohl, es wäre unverantwortlich jezt in der Messe Ihnen durch meine Plaudereien die kostbare Zeit zu rauben. Gedenken Sie meiner freundlichst

Ihre Ergebne

Johanna Schopenhauer.

Sollte der Aufsatz wirklich zu lang sein, so könnte man ihn dadurch abkürzen daß die Beschreibung der Boissere'schen Bilder wegbliebe. Dann müßte er mit dem 9ten Bogen mit den Worten schliessen: und dennoch steht selbst hierin Schoreel ihm neben Hemling näher als alle.

[1] Der schwäbische Dichter Karl Gottlieb Kapf (1772—1839), von dem der Wegweiser zu Nummer 90 der Abendzeitung vom 14. April 1821 zwei Sonnette „An Johanna Schopenhauer nach dem Lesen ihrer Gabriele“ mitteilte, schrieb Theaterstücke, Romane und lyrische Gedichte; vgl. Goedekes Grundriß III, 1, S. 172. — Über den in den Jahren 1819/20 erschienenen, von Brockhaus verlegten dreibändigen Roman Gabriele, der von Goethe sehr beifällig aufgenommen wurde und Johannas schriftstellerischen Ruf begründete, vgl. L. Frost, a. a. O., S. 134 ff.

V.

Weimar. d. 24. Juni. 1821.

Wie soll ich Ihnen für alle Ihre Güte und Freundlichkeit genugsam danken, mein vortreflicher Freund, Ihr Vorwort zu meinem Johann von Schoreel ist alles was ich wünschen kann, besonders freut mich die Art wie Sie das bitterböse Versehen des Messkatalogs wieder gut gemacht haben, nur einen kleinen Druckfehler möchte ich, wenn Sie es für gut finden, in einem der nächsten Blätter gerügt sehen, der Setzer hat nehmlich aus Karl von Mander durchgängig Karl von Mender gemacht, doch kann es auch so bleiben, wenn Sie glauben daß das Weitläuftigkeiten macht. Da Herr Arnold[1] diesen Aufsatz zu honoriren bereit ist, so wäre es mir lieb wenn er mir die kleine Summe jezt mit der Post schickte, da ich den zehnten nach Karlsbad gehen muß, um meine leider etwas wankende Gesundheit wieder herzustellen. Da wärend meiner Abwesenheit mein Haus zugeschlossen wird so wäre es mir angenehm dieses und alles vorher berichtigt zu sehen, denn das Nachschicken der Briefe nach Karlsbad ist sehr weitläuftig und unsicher.[2] Ich ruhe jezt einige Wochen aus, obgleich ich mich dennoch fortwärend mit Plänen zu neuen Arbeiten beschäftige, und da ich mich durchaus nicht an einen Verleger binden will, so muß[3] mir H[errn] Arnolds Bereitwilligkeit etwas von mir zu verlegen eben so angenehm als schmeichelhaft sein; nur wünschte ich einmal gelegentlich durch Sie im engsten Vertrauen zu erfahren was für Bedingungen er mir für meinen nächsten Roman zu machen geneigt wäre, mit Brockhaus und Willmanns weis ich wie ich daran bin, beide nehmen gern was ich Ihnen gebe, doch habe

---

[1] Der Dresdener Buchhändler Christoph Arnold, der Verleger der Abendzeitung.

[2] Über die in Karlsbad herrschenden schlechten Postverhältnisse vgl. Johanna Schopenhauers Karlsbader Brief vom Jahre 1815 (Nachlaß II, S. 291 f.).

[3] Im Eifer des Schreibens übersprang Johanna Schopenhauer an dieser Stelle eine Seite. Ihr Versehen entschuldigt sie auf dem leeren Blatte mit den Worten: „Eben sehe ich, daß ich diese Seite beim Umschlagen übersprungen, ich kann unmöglich den Brief abschreiben, haben Sie Nachsicht mit meiner Trägheit, und thun Sie als wäre diese Seite gar nicht da.“

ich mich mit keinem zu irgend etwas verpflichtet, und es ist mir in der That nicht zu verargen, daß ich das wähle was mir am vortheilhaftesten dünkt. Es verdriest mich ein wenig das Willmanns mit dem Druck des van Eyck so zögert, ich hätte ihn gern vor meiner Reise nach Karlsbad fertig gesehen, indeßen habe ich Willmanns gebeten Ihnen sogleich durch Buchhändler Gelegenheit ein Exemplar zu senden, daß Sie so gütig von mir annehmen wollen, nehmen Sie es nur mit gewohnter Nachsicht auf! Ich bin mir wohl bewust das mein Buch noch lange nicht ist was es sein sollte, aber mein Wille ist gut, und ein Schelm thut mehr als er kann. Wenigstens habe ich die Bahn gebrochen, mögen andre es nun besser machen, so viel weis ich, daß unsre jezt auf die Maler ganz versessne Schauspiel Dichter[1] in meinem Buch wenigstens zu zwanzig Künstler Schauspielen überflüssigen Stoff finden werden. Wie gern käme ich einmal nach Dresden! aber im Winter, um Sie alle fein zu Hause zu finden, ich werde alt, dick, und bequem, da will es mit dem Genus der schönen Natur nicht mehr so fort, aber in einem kleinen geselligen Kreise wie Ihr Dresden ihn bietet, möchte ich mich gern für die öde starre Kälte, unsers immer vornehmer werdenden Weimars einmal entschädigen, denn hier beschränkt sich die Geselligkeit immer mehr auf den Hof, den ich nicht besuche[2], und alle die hellstralenden Lichter die einst um meinen

[1] Ignaz Franz Castellis einaktiges Lustspiel in Alexandrinern Raphael, das am 28. September 1811 in Berlin aufgeführt wurde (vgl. Goedekes Grundriß III 2, S. 815), vor allem aber Adam Öhlenschlägers 1809 in Italien entstandenes Trauerspiel Correggio, das 1816 bei Cotta in deutscher Sprache herauskam (vgl. Goedeke, a. a. O., III 1, S. 72), regten zu zahlreichen Nachahmungen an. So dichtete Friedrich Kind das Künstlerdrama „Van Dyck's Landleben“, das bei der Dresdener Erstaufführung am 11. November 1816 starken Erfolg hatte (näheres über dieses Stück bei H. A. Krüger, a. a. O., S. 90ff.) und 1817 als „Malerische Schauspiele Nr. 1“ bei Göschen erschien (vgl. Goedeke, a. a. O., III 2, S. 607). Ihm folgten Georg Christian Braun mit seinem fünfaktigen dramatischen Spiel Rafael Sanzio von Urbino (Mainz 1819; vgl. Goedeke, a. a. O., III 2, S. 887) und Eduard von Schenk mit dem erstmalig im Taschenbuch für Damen 1819 abgedruckten Lustspiel Albrecht Dürer in Venedig (vgl. Goedeke, a. a. O., III 2, S. 871).

[2] Wenn Johanna Schopenhauer seit 1811 auch bisweilen an den großherzoglichen Hof gezogen worden war, so hatte sie doch, selbstbewußt

Theetisch glänzten[1] sind erloschen oder dem Erlöschen nah. Auch unser Theater eilt mit starken Schritten dem Untergange zu, und wenn ich mich recht umsehe weis ich gar nicht was ich hier eigentlich thue?[2] Mich fesselt nur noch Gewohnheit und zwei oder drei Menschen, die ich freilich herzlich liebe, wäre dies nicht ich sässe längst an der Elbe, oder auch vielleicht am Rhein, wo man doch lebt.

Ich hoffe diese Zeilen treffen Sie wieder in der lieben Heimath, wie werden Sie sich in Berlin an alle dem herrlichen erfreut haben, was alte Kunst und neues Streben Ihnen bot.[3] Ich hatte gehoft in Karlsbad Sie zu treffen, und ärgre mich ein wenig neidisch über Ihre Vorlesungen im Antiken Saal, die ich nicht hören werde[4] und die Sie abhalten denen böhmischen

---

und lebenslustig, wie sie war, keinen Verkehr mit der steifen adligen Hofgesellschaft gesucht; vgl. Adele Schopenhauer, Gedichte und Scheerenschnitte, herausgeg. von Houben und Wahl, Leipzig 1921, I, S. 5ff.

[1] Über die berühmten Teeabende vgl. Stephan Schütze in Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst (Weimar 1840), S. 184—204 und L. Frost, a. a. O., S. 79ff.

[2] Obwohl Johanna Schopenhauer sich damals bereits von Weimar fortsehnte, siedelte sie doch erst acht Jahre später nach den Rheinlanden über (vgl. L. Frost, a. a. O., S. 204ff.), deren Schönheiten und Vorzüge sie auf ihren Reisen kennen gelernt und 1818 in ihrem Buche: „Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres [1816]“ begeistert geschildert hatte.

[3] Böttiger war, einer Einladung seines Freundes, des Intendanten Grafen Karl von Brühl folgend (vgl. dessen Brief vom 15. Mai 1821 in Böttigers handschriftlichem Nachlaß, Bd. XX, Nr. 25), nach Berlin gereist, um am 26. Mai der Einweihungsfeier des neuen Schauspielhauses, zu der Goethes Iphigenie gegeben wurde, und am 18. Juni der Berliner Erstaufführung von Webers Freischütz beizuwohnen. Von dieser Berliner Reise seines Vaters berichtet der Sohn nichts; vgl. K. W. Böttiger, a. a. O., S. 26f.

[4] Es sollte anders kommen, als die Hofrätin damals voraussehen konnte. Da die Hinreise nach Karlsbad (10.—13. Juli) über Schleiz und Hof infolge der schlechten Beschaffenheit der Straßen äußerst beschwerlich gewesen war (vgl. den Karlsbader Brief von 1821, Nachlaß II, S. 309f.), wurde die Rückreise trotz des beträchtlichen Umwegs über Dresden angetreten, wo Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter am 26. August anlangte (vgl. Adele's Tagebücher II, S. 95—102). Während ihres fünftägigen Aufenthalts daselbst kamen beide Frauen beim Besuche der Sammlungen, sowie bei künstlerischen und geselligen Veranstaltungen der verschiedensten Art mit alten Freunden und zahlreichen bekannten Dresdener Persönlich-

Najaden den gewohnten Besuch abzustatten. Doch da ich bis Mitte August dort verweile, so wäre es vielleicht doch noch wohl möglich? aber nein, in vier bis fünf Wochen können Sie nicht fertig sein. Thun Sie aber wohl Recht auch im Sommer sich nicht einige Ruhe zu gönnen? Die Welt gewinnt freilich dabei, aber vielleicht nur wie ein Verschwender, der in kurzer Zeit verzehrt, was er mit weiser Oeconomie auf lange Jahre hinaus sich erhalten könnte. Ich freue mich daß Sie Könneritz kennen und lieben, ich vermisse ihn hier schmerzlich. Gerstenberg[k] ist wohl, doch leider bis über die Ohren in Akten vergraben, er grüßt Sie herzlich und freut sich Ihres Andenkens. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner mit gewohnter Freundlichkeit

Ihre Ergebne
Johanna Schopenhauer.

VI.

Weimar. d. 10 ten Dec. 1821.

Werden Sie, mein hochverehrter Freund mir eine, vielleicht etwas unbescheiden aussehende Frage verzeihen? Nehmlich die, ob Sie das Exemplar meines van Eyck, welches Ihnen Herr Willmanns in meinem Namen durch Buchhändlergelegenheit

---

keiten zusammen. Am Vormittag des 29. hörten sie eine Vorlesung Böttigers über die Erscheinung des Herkules in den Bacchuszügen der Alten, von der Adele begeistert berichtet (S. 98): „Zum erstenmal bekam ich eine Ahndung von dem Zauber, der in dem Geist der alten Mythen tiefer verborgen ruht, den wir Frauen, den ersten bildlich sinnlichen Ausdruck ergreifend, gewöhnlich übersehen. Ich war ganz entzückt über die Idee des Bachus, über die Betrachtungen, die Böttiger über ihn aussprach und in vielen alten Bildnereien, auf Vasen, basreliefs usw. beurkundete. Es ging mir ein neuer Geist in dem allen auf, eine edlere Ansicht und in dieser einen Idee zahllose andere, die nun in mir selbst durch Erinnerung an früher Gesehenes und Mißverstandenes entstanden." Auch wurden Mutter und Tochter zu ihrer besonderen Freude von dem Dresdener Kunstmäcen Herrn von Quandt und ihrem alten Weimarer Freunde, dem Freiherrn Hans Heinrich von Könneritz, der vor seiner im Herbst 1820 erfolgten Ernennung zum Direktor der Königlichen musikalischen Kapelle und des Hoftheaters zu Dresden im Großherzogtum Sachsen-Weimar im höheren Verwaltungsdienst tätig gewesen war, mit Böttiger und Theodor Hell zu Tisch geladen.

geschickt hat, wirklich erhielten? Die Gabe ist so unbedeutend daß ich eigentlich Gott danke wenn Sie sie nicht verschmähten, aber ich möchte doch gewis wissen daß dies der Fall nicht ist. Nächstdem, möchte ich Sie aber auch bitten das Büchlein, wenn Sie nicht ganz unzufrieden damit sind, gelegentlich durch ein paar Worte, in der Abendzeitung oder wo sie sonst wollen, dem Publikum in Erinnerung zu bringen[1], dies zu besorgen wäre wohl eigentlich Sache meines Verlegers, aber so brav Willmanns übrigens ist, so fehlt es ihm hier, wie mir scheint, an Gewandheit, und Brockhaus hat das Publikum durch seinen Konversazionstrompeter[2], einmal verwöhnt. Ich weis wenn Sie ein paar Worte gelegentlich über diese meine Arbeit sagen, so wird das, gerade bei einem Kunstgegenstande, von grossem Gewicht sein. Nur bitte ich Sie nicht zu denken daß ich gelobt zu werden wünsche wo ich es nicht verdiene, doch das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich würde sogar diese Äusserung nicht wagen, wenn ich nicht wüßte das Brockhaus zu erzürnt darüber ist daß man noch andre Verleger neben ihm hat, als daß er nicht wenigstens alles thun sollte um die Existenz dieser meiner Arbeit wo möglich ganz dem Publikum zu verheimlichen, wenn das so anginge.

Wie leben Sie denn in Ihrem schönen Dresden? Besser wie wir hier sollte ich meinen. Frau von Stael hatte wohl recht wenn sie schrieb Weimar n'est pas une ville c'est un grand château![3] nur im Schloß ist hier noch einiges Leben, das aber auch seit der Abwesenheit des jungen Hofes[4] nur sehr langsam pulsirt. Wir in der Stadt schlafen samt und sonders, ich glaube

---

[1] Abermals entsprach Böttiger bereitwilligst Johannas Wunsch. Bereits das Beiblatt der Abendzeitung vom 29. Dezember, der Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften Nr. 104, enthielt eine kurz gehaltene warme Empfehlung des van Eyck.

[2] Gemeint ist das von F. A. Brockhaus in Leipzig seit Januar 1821 herausgegebene Literarische Konversationsblatt.

[3] Der Ausspruch der Frau von Staël findet sich in Kapitel 15 des ersten Teiles ihres De l'Allemagne und lautet wörtlich: „Ce n'étoit point une petite ville, mais un grand château."

[4] Erbprinz Karl Friedrich weilte mit seiner Gemahlin Maria Paulowna seit November 1821 in Petersburg zu Besuch; vgl. Ludwig Preller, Ein fürstliches Leben (Weimar 1859), S. 19.

es gibt keinen ungeselligern Ort. Unser Theater wird alle Tage schlechter, nicht gerade weil es uns gänzlich an guten Schauspielern fehlt, wir haben unter uns noch einige recht brave Künstler aus der ältern und neuern Zeit, aber die Hand und der Kopf welche alles leiteten fehlen ganz[1], wenn man unser Repertoire ansieht, und mit dem von andern Theatern vergleicht, so begreift man gar nicht wie das Ding noch so fortvegetiren kann, indessen die Leute aboniren, und Gewohnheit und Langeweile treiben sie dreimal die Woche auf den gewohnten Platz, auf der Bühne mag vorgehen was da wolle. Unser Grosherzog macht sich nichts mehr aus dem Theater, seine Gemalin ist sehr bedenklich krank, obgleich sie an Tafel erscheint und überhaupt represenfirt, wie in gesunden Tagen.[2] Goethe — nun Sie wissens, dem sein Wahlspruch ist, après moi le Deluge[3], und so ists ihm ganz recht wie es ist. Bei Goethe fallen mir die Pseudo Wanderjahre ein. Ich sterbe fast vor Neugier zu wissen wer der Mann ist, der so schreiben kann![4] Haben Sie denn keine Spur davon.

Noch eine Bitte, wenn Sie Theodor Hell sehen, so grüssen Sie ihn freundlich von mir und sagen Sie ihm ich liesse ihm danken daß er mir so viel Gutmüthigkeit zutraue sein Betragen gegen mich nicht übel zu nehmen, er soll sich, eben um dieses guten Zutrauens willen nicht in mir geirrt haben. Die Sache ist eigentlich die. Sie wissen er lies mich durch Sie bitten ihm

[1] Goethe war im April 1817 von der Theaterleitung, die 26 Jahre in seinen Händen gelegen hatte, zurückgetreten. Seitdem beherrschte die Jagemann und neben ihr der Sänger und Oberdirektor Stromeyer die Weimarer Bühne; vgl. Ad. Bartels, Chronik des Weimarischen Hoftheaters 1807—1907 (Weimar 1908) S. VIII.

[2] Mit der ihr eigenen starken Willenskraft setzte sich die bereits in den ersten Jahren ihrer Ehe wiederholt schwer kranke Großherzogin Louise über ihre körperlichen Leiden hinweg; vgl. Eleonore von Bojanowski, Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar (Stuttgart u. Berlin 1903), S. 373.

[3] Den Ausspruch: Après nous le déluge! soll die Marquise de Pompadour getan haben; vgl. Büchmann-Heichen, Geflügelte Worte (Berlin 1915), S. 467.

[4] Die falschen Wanderjahre erschienen in den Jahren 1821—1828 anonym bei Gottfried Basse in Quedlinburg und Leipzig und hatten den Pfarrer Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen zum Verfasser; vgl. Zeitler, Goethe-Handbuch III, S. 167.

Briefe aus Karlsbad zu schreiben, und bot mir ein ziemlich bedeutendes Honorar dafür. In Karlsbad selbst konnt ich seinen Auftrag nicht erfüllen, und liès ihn davon benachrichtigen, erbot mich aber von Weimar aus diese Briefe zu schreiben. In Dresden erinnerte er mich an dies Versprechen ich wiederholte es mündlich. In Weimar vergingen etwa vierzehn Tage ehe ich dazu kommen konnte es zu erfüllen, ich fragte bei Theodor Hell an ob es ihm jezt nicht zu spät werden würde und versicherte ihn es nicht übel zu nehmen wenn dem so wäre, er liess einige Posttage hingehen ohne mir zu antworten, ich schreibe indessen fleissig[1], und eben wie ich die erste Sendung abschiken will kommt ein Brief, in dem mir Herr Theodor Hell meldet, er könne die Briefe nicht mehr brauchen, weil das Publikum im Winter von Bädern nichts mehr hören möchte, es versteht sich daß alles dies mit recht schönen schmeichelhaften Redensarten verbrämt war. Ich fühlte zu sehr wie vollkommen Recht Herr Theodor Hell hatte, als daß ich nicht meine Schreibereien hätte gelassen zusammen legen, und weiter an die ganze Sache nicht mehr denken sollen. Aber denken Sie sich mein Erstaunen als ich wohl vierzehn Tage nach diesem Briefe in der Abendzeitung Briefe aus Karlsbad finde, von einem gewissen Herrn Heinrich Melnick[2], oder Melneck, und nicht etwa mit der wircklich interressanten Erzählung der Karlsbader Unglücksfälle angefüllt, sondern voll Notitzen aus der ruhigen Badezeit die ich dort verlebte. Übrigens sind diese Briefe in einem Ton geschrieben, den ich freilich nicht zu finden weis. Von klein Versailles, eigentlich dem Karlsbader Schützenhause, wohin ich nie kam, von einem Wein, den er sehr schalckhaft meine kleine Französin Namens Haut Sauternchen nennt, wäre freilich in meiner Korrespondenz nichts vorgekommen. Aber wissen möcht ich doch was Herrn Theodor Hell bewegen konnte gerade so gegen mich zu verfahren, hätte er mir gerade zu geschrieben, ich habe schon Briefe aus Karlsbad und brauche Ihre nicht, es wäre viel besser gewesen.

[1] Es dürfte das der bereits in Anmerkung 4, S. 88, angeführte „Brief aus Karlsbad 1821“ sein.

[2] Die wenig geschmackvollen „Briefe aus Karlsbad“ erschienen am 25.—27. Oktober in den Nummern 256—258 der Abendzeitung. Ihr Verfasser, Heinrich Melnick, ist eine völlig unbekannte literarische Größe.

Nun, mein verehrter Freund, habe ich noch um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie mit diesem Briefe behellige, schieben Sie vieles davon auf meinen herzlichen Wunsch Sie dann und wann an mich erinnern zu dürfen, und die lezte Hälfte desselben auf das von meinem Freunde Fernow ererbte Vertrauen zu Ihnen, das mich mir selbst unbemerkt stets verleitet ohne Zwang mit Ihnen über alles zu plaudern was mir in den Sinn kommt. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und nehmen Sie mich mit gewohnter Freundlichkeit auf, wenn ich, wie ich hoffe im künftigen Frühling in Dresden Sie aufsuche.

Ihre

J. Schopenhauer.

VII.

Weimar. d. 6ten März 1826.

Mit wahrer Freude, lieber Herr Hofrath, ergreife ich die Gelegenheit mich einmal wieder Ihnen zu nähern und Sie an Ihre alte lange nicht gesehene Freundin zu erinnern, indem ich zugleich einem Paar von meinen neuern Freunden einen wesentlichen Dienst leiste, die ich Ihrer Güte für den ersten Augenblick empfehle; späterhin, wenn Sie sie näher kennen gelernt haben, werden Sie vielleicht ebenfalls mir für die Bekanntschaft dieses interressanten Paares Dank wissen, das den Winter bei uns zugebracht hat, und nun das erste Erwachen des Frühlings im deutschen Florenz abwarten möchte.

Herr und Madame Bracebridge sind nicht reisende Engländer gewöhnlicher Art, die nur reisen um gereist zu sein und die Dinge sehen um sie gesehen zu haben. Sie wollen mit Nutzen sehen, sind nicht neugierig sondern wissbegierig, und bringen einen regen Sinn für das Schöne und Geistesbildung um es fassen zu können mit sich. Darum lieber Herr Hofräth, empfehle ich sie besonders Ihrer freundlichen Leitung, wem könnte ich es besser, und wie glücklich wäre es für mich in früheren Zeiten gewesen, wenn ich auf meinen Reisen einen Führer im Gebiet der Kunst getroffen hätte, der nur von ferne Ihnen gleich war.

Madame Bracebridge ist selbst Künstlerin, Sie ist es die Goethen zu seinem Jubelfeste die schöne Vase mit Tassos Haus

verehrte, sie malt und zeichnet Landschaften, besonders Architekturen[1], und nimt jede Gelegenheit freudig wahr um sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen. Sie so wohl als ihr Mann sind sehr unterrichtet und es liegt ein schöner Ernst in allem was sie unternehmen. Beide waren hier in der besten Gesellschaft, sowohl am Hofe als in der Stadt, besonders aber im Goethischen Hause eingeführt, und werden Ihnen manches von dem Leben und Thun Ihrer hiesigen Freunde mittheilen können. Sie sprechen recht gut französisch, besonders Mad[ame] Bracebridge und wissen auch in der deutschen Sprache sich auszudrücken. Unsre Litteratur interrißirt sie besonders, und sie sind auch willens eine kleine Büchersammlung mitzunehmen, wegen welcher sie sich wahrscheinlich Ihren Rat erbitten werden.

Jetzt sollte ich Ihnen wohl auch einiges von meinem Leben und Thun mittheilen, doch davon läßt sich wenig sagen, mit meiner Gesundheit geht es erträglich, wenn gleich ein wenig lahm, wie ich selbst auch thue, denn ich habe mich von dem harten Anfall den ich am Weihnachtsabend 1822 erlitt[2], noch immer nicht ganz erhohlen können. Ich bin drei Sommer nach einander in Karlsbad gewesen, und habe mich wohl dabei befunden, ohne jedoch Wunder zu erleben. Jetzt möchte ich gern einmal zu Hause bleiben, doch fürchte ich beinahe daß die Ärzte mich zur Abwechselung nach Marienbad schicken werden, um die dortigen Schlammbäder zu gebrauchen. Ich thue was man mir sagt, bin aber innerlich überzeugt daß ich nicht hoffen darf völlig wieder hergestellt zu werden.

---

[1] Die Zeichnungen der Frau Bracebridge besichtigte Goethe am 1. November 1825 (vgl. Weimarsche Ausgabe III, 10, S. 120). Das von ihr gemalte Bildnis der Gräfin Julie Egloffstein fand nicht seinen Beifall (vgl. Weimarsche Ausgabe III, 10, S. 204; von Biedermann, Goethe's Gespräche, 2. Aufl., III, S. 275). — Die Vase, welche der Dichter am 7. November 1825 zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum von Frau Bracebridge zum Geschenk erhielt, findet sich nicht im Goethe-Museum. — Von den Bracebridge's schreibt Goethe in einem nicht abgeschickten Briefe an Zelter (vgl. Weimarsche Ausgabe IV, 41, S. 277): „Herr und Madame Bracebridge ein paar liebe gute Leute, die sich den Winter bey uns aufhielten und mit meinen Kindern in dem besten Verhältniß standen."

[2] Der schlagartige Anfall lähmte der damals Sechsundfünfzigjährigen eine Zeitlang den Gebrauch der Füße; vgl. L. Frost, a. a. O., S. 197.

Ich arbeite fleißig, möchte aber gern einmal etwas anderes ernsteres, bedeutenderes unternehmen als diese Kalender-Geschichtchen zu denen die Herrn Verleger einen nur zu leicht verlocken. Reisen kann ich nicht mehr schreiben, damit ist es vorbei[1]; Sollte Ihnen, verehrter Freund, vielleicht einmal, wenn Sie eben an mich denken, irgend eine Idee kommen, von der Sie glauben daß ich Kraft und Talent habe, sie ausführen zu können, so würden Sie mir durch Mittheilung derselben einen warhaft großen Dienst leisten, der wohl ein ächter Freundschaftsdienst wäre.

Mit herzlicher Ergebenheit

Ihre

Johanna Schopenhauer.

[1] **Tatsächlich war das nicht der Fall. Denn die Reise, welche die Hofrätin im August 1828 an den Niederrhein und nach Belgien unternahm, bot ihr willkommenen Stoff zu einem neuen, 1831 von Brockhaus verlegten größeren Reisewerke. Außerdem aber betätigte sie sich vor allem auch weiterhin mit Erfolg auf dem Gebiete der schönen Literatur und trat 1827 bereits mit einem neuen großen Roman, Sidonia, an die Öffentlichkeit.**

DIE AKTEN ÜBER SCHOPENHAUERS DOKTORPROMOTION.

Von

FRANZ RIEDINGER (Jena).

Von den Schriftstücken, die Schopenhauers Doktorpromotion betreffen, sind, soviel mir bekannt, bisher nur zwei Stücke veröffentlicht worden, nämlich das lange lateinische Begleitschreiben, mit dem Schopenhauer seine Doktorarbeit der philosophischen Fakultät zu Jena übersandte, und zwar nach dem Schopenhauerschen Entwurfe[1], und das Diplom (wohl nur zum Teil).[2]

Ich bin der Fakultät zu Dank verpflichtet, daß sie mir gestattet hat, die Fakultätsakten der betreffenden Zeit durchzusehen und die Stücke, die Schopenhauer betreffen, zu veröffentlichen. Herrn Professor Dr. Moritz von Rohr bin ich dafür dankbar, daß er mich bei der Entzifferung der Akten unterstützt hat.

Die Durchsicht der Akten hat außer der Urschrift des oben genannten Begleitschreibens noch einige andere bemerkenswerte, Schopenhauers Promotion betreffende Schriftstücke zutage gebracht. Die Promotion ist in dem von Eichstädt[3], dem damaligen Dekan, geführten Aktenbande „Decanats-Acten vom August 1813 bis Februar 1814" behandelt. Auf Schopenhauer beziehen sich die (nicht der Zeitfolge nach bezifferten) Aktenteile 9ª, 9ᵇ, 10, 11, 12ª, 12ᵇ und 13, die ich im folgenden der Zeit nach geordnet bringe.

---

[1] Wilhelm Gwinner, Schoperhauer's Leben, 2. Aufl., Leipzig, 1878, S. 109 ff.; danach abgedruckt in Eduard Grisebach, Schopenhauer's Briefe, 3. Abdr., Leipzig, S. 461 ff.

[2] Eduard Grisebach, Schopenhauer. Geschichte seines Lebens. 3. Tausend. Berlin 1897, S. 286.

[3] Heinrich Karl Abraham Eichstädt, geboren am 8. August 1772, gestorben am 4. März 1848, war 1813 Professor der Eloquenz und Poesie und Oberbibliothekar.

I. Brief Schopenhauers an Eichstädt vom 22. September 1813 (Nr. 12b).

Dieser Brief ist bisher nicht bekannt gewesen.

Rudolstadt. d. 22 Septr 1813

Ewr Wohlgeborn

habe ich die Ehre hiebei 10 Friedrichsd'or zu übersenden, als die Gebüren für meine Promotion. Meine Dißertation werde ich, wo irgend möglich den 24sten, sonst aber gewiß den 27sten dieses Monats, nebst einem ausführlicheren Lateinischen Schreiben, direkt von hier an Ewr Wohlgeborn absenden. Dieser Brief geht über Weimar. Ich nenne mich

Ewr Wohlgeborn

ergebensten

Arthur Schopenhauer.

Die letzte Seite des mit Schopenhauers Siegel verschlossen gewesenen, vierseitigen Bogens trägt die Anschrift:

Sr Wohlgeborn

des

Herrn Geheimen Hofrath Eichstädt

Hiebei eine Rolle enthaltend 10 Friedrichsd'or in Gold.

Jena.

(Siegel.)

II. Brief Schopenhauers an Eichstädt vom 24. September 1813 (Nr. 9b).

Dies ist das oben erwähnte, bisher nur nach dem Entwurf bekannte, lateinische Schreiben. Außer durch einige kleine Stiländerungen unterscheidet es sich von dem Entwurfe nur dadurch, daß in dem Schreiben die in dem Entwurfe im ersten Satze in Klammern stehende Stelle weggeblieben ist. Unbekannt war bisher auch die am Schlusse stehende Angabe:

„Scripsi Rudolphipoli die 24 Sept:
MDCCCXIII.“

III. Rundschreiben Eichstädts vom 26. September 1813 (Nr. 9a).

Ordinis Philosophorum

Senior Venerande, Assessores Illustres,

Hr. Arthur Schopenhauer, aus Danzig, welcher in Göttingen u Berlin studirt hat, u sich dermalen in Rudolstadt aufhält (seine Mutter ist die auch als Schriftstellerin berühmte Frau Hofräthin Schopenhauer in Weimar) bittet in beyl luculenten Schreiben um unsern Doctorgrad. Er hat ein eben so luculentes Specimen beygefügt. In Bezug auf das letztere, welches gedruckt werden soll, bittet er überdieß „ordinis nostri doctissimos acutissimosque philosophos" theils um ihr Urtheil im Allgemeinen, theils über gewisse von ihm angegebene Puncte, sowie er auch die am Schluß des Schreibens angeführten Bücher entweder aus der öffentlichen Bibliothek (wo kaum einige davon seyn werden) oder aus Privatbibliotheken zu erhalten wünscht.

Ob ihm nun der Doctorgrad bewilligt, und was ihm wegen des beygefügten doppelten petiti geantwortet werden solle: darüber erbitte mir Dero weisen Vota.

Jena D. Heinrich Karl Abr. Eichstädt
den 26 Sept. 1813. d. Z. Decan der Fac.

Die Rückseite des Blattes betrifft Schopenhauer nicht.

IV. Die Gutachten (Nr. 10).

Maxime Spectabilis et Perillustris Decane!

1) Wider die Promotion des Hn Schopenhauer ist nichts einzuwenden.
2) meo voto verdient das Specimen gedruckt zu werden. Sein Urtheil über ältere und neuere Philosophen verdient Beyfall.
3) Von den verlangten Büchern kann ich mit keinem aufwarten.
4) [Betrifft Schopenhauer nicht.]

Hennings[1]

auch ich habe das Specimen scharfsinnig, gründlich und gelehrt gefunden und wünschte es noch einmal bei mehrerer Muße zu

[1] Justus Christian Hennings, geboren am 20. März 1731, gestorben in der Nacht vom 29. zum 30. August 1815, war 1813 ordentlicher Professor der Philosophie.

lesen und selbst zu studiren. Des Druckes ist es sehr würdig. H. Schopenhauer wird also, wie sich versteht, gegen die Gebühr, mit vollem Rechte promovirt. Von den gewünschten Schriften besitze ich übrigens keine.

Was H.Sch. S. 83. von einem andern, als den Euklid. Beweisen, äußert, ist, an sich, recht gut, aber im System wird der Satz: daß der äußere Winkel größer, als jeder der entgegengesetzten innern sey, früher bewiesen, als der, daß, um BAG = AGD setzen zu können, BA mit BD parallel seyn müße.

[Das weitere betrifft Schopenhauer nicht.]

Voigt.[1]

meo voto wird Hrn Schopenhauer geantwortet:

1. die philosophische Facultät werde ihm das Doctordiplom mit Vergnügen ertheilen, da sie ihn dieser Ehre im hohen Grade würdig finde;
2. ein Urtheil über seine Schrift glaube die Facultät durch die Erklärung unter 1. am Schicklichsten abzugeben; eine ins Einzelne gehende Recension werde Hr. S. wol nicht erwartet haben. Dagegen aber wird
3. der Punkt die Bücher betreffend gänzlich mit Stillschweigen übergangen, Theils weil Hr. S. diese Bücher alle, falls er sie wirklich gebrauchen will, in jedem Buchladen erhalten kann, Theils weil wir (philosophi doctissimi acutissimique) doch nicht wohl gestehen können, daß sich dergleichen opera weder in unsern öfft. noch in unsern Privatbibliotheken finden.

HLuden[2]

V. Brief Schopenhauers an Eichstädt vom 5. Oktober 1813 (Nr. 11).

Dieser Brief ist ebenfalls bisher nicht bekannt gewesen.

Rudolstadt. den 5ten Oktober 1813.

Ewr. Wohlgeborn

statte ich meinen ergebensten Dank für gütige Besorgung meiner Promotionsangelegenheiten ab und bitte

[1] Friedrich Siegmund Voigt, geboren am 1. Oktober 1781, gestorben am 10. Dezember 1850 als Professor der Medizin und Direktor des botanischen Gartens zu Jena.

[2] Heinrich Luden, geboren am 10. April 1780, gestorben am 23. Mai 1847, war 1813 ordentlicher Professor der Geschichte.

auch der Fakultät meine schuldige Dankbarkeit zu bezeugen. Erst heute habe ich, durch die Verspätung der Post, das Diplom erhalten. Ich hoffte zugleich mein Manuskript zurückzuerhalten, da ich es, wie ich Ewr: Wohlgeborn bei meiner Anwesenheit zu sagen die Ehre hatte, zum Druck nothwendig brauche, der auch, nach einigen Aenderungen u. Zusätzen, hieselbst sogleich[1] vor sich gehn soll. Sobald er vollendet ist, werde ich nicht ermangeln sämmtlichen Herrn Professoren der Fakultät, wie auch dem Herrn Prorektor, Exemplare zu übersenden. Daher bitte ich Ewr: Wohlgeborn inständigst dem Boten der diesen Brief überbringt das Manuskript, eingewickelt aber u n v e r s i e g e l t, zu übergeben. Fernere Exemplare des Diploms glaube ich nicht zu bedürfen und danke Ewr: Wohlgeborn für gütige Vorsorge deshalb, indem ich mich zugleich nenne, mit Versicherung meiner größten Hochachtung

Ewr Wohlgeborn

ergebensten Diener

Arthur Schopenhauer Dr.

Links unten in der Ecke befindet sich von Eichstädts Hand der Vermerk:

Ist dem Boten sofort übergeben worden, ohne Brief, unversiegelt, weil das hier stehende Augerausche Corps jede schriftliche Communication [folgt ein unentzifferbares Wort]

E.

Die letzte Seite des mit Schopenhauers Siegel verschlossen gewesenen, vierseitigen Bogens trägt (natürlich ohne den Geldvermerk) wörtlich dieselbe Anschrift wie der Brief vom 22. September 1813 (siehe oben unter I.); außerdem einen kurzen, z. T. unleserlichen Vermerk von fremder Hand und mit anderer Tinte über die Beförderung durch „Expressen“.

Dieser Brief zeigt deutlich, daß Grisebach den am 5. Oktober 1813 bei dem Finanzrat Schwarz in Rudolstadt

---

[1] Es ist bezeichnend für Schopenhauers sprachliche Feinfühligkeit, daß er hier zunächst „sofort“ geschrieben, dies aber, offenbar wegen des Gleichklanges mit dem folgenden „vor“, in „sogleich“ geändert hat.

eingelaufenen Brief Schopenhauers[1] mißverstanden hat, wenn er angibt, Schopenhauer habe mit ihm das Manuskript an Schwarz gesandt[2] (wogegen schon der Wortlaut des an Schwarz gerichteten Briefes spricht). Offenbar fußt der Brief an Schwarz auf einer schon vorher getroffenen Verabredung, nach der Schwarz durch einen Boten den Brief Schopenhauers an Eichstädt (vom 5. Oktober 1813) befördern und von diesem das Manuskript zurückholen lassen sollte.

VI. und VII. Abrechnungen über die Promotionsgebühren (Nr. 12[a] und 13).

Einen Abdruck des Doktordiploms habe ich in den Akten nicht gefunden; auch keinen Entwurf zu dem Briefe, mit dem vermutlich das Diplom Schopenhauer übersandt worden ist.

Bemerkenswert ist, daß in der gedruckten Doktorarbeit Schopenhauer unmittelbar nach der von Voigt gemeinten Stelle bemerkt[3]:

> „Durch alles dieses habe ich keineswegs eine neue Methode mathematischer Demonstrationen vorschlagen, auch eben so wenig meinen Beweis an die Stelle des Euklidischen setzen wollen, als wohin er seiner ganzen Natur nach und auch schon weil er den Begriff von Parallellinien voraussetzt, der im Euklid erst später vorkommt, nicht paßt."

Diese Bemerkung dürfte in der ursprünglichen Arbeit in dieser Form nicht gestanden haben, da sonst Voigt in seinem Gutachten kaum auf diesen Punkt als auf etwas von Schopenhauer nicht Berücksichtigtes aufmerksam gemacht hätte; ob die Bemerkung auf Voigt zurückzuführen ist, steht dahin.

---

[1] Eduard Grisebach, Schopenhauer's Briefe, S. 496 f., Nr. 78 und Schopenhauer, Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens, 1905, S. 18 f.

[2] Neue Beiträge, S. 18.

[3] S. 103 f.; ebenso in der 2. Aufl. auf S. 131 (D III, S. 70 und S. 246).

Im Anschluß an die Akten über Schopenhauers Doktorpromotion sei hier Schopenhauers Doktor-Diplom mitgeteilt, das seit vorigem Jahre das Schopenhauer-Archiv durch Stiftung Herrn v. GWINNERS besitzt. Der Text lautet im genauen Wortlaut:

Q. D. B. V.
AUCTORITATE
HUIC LITERARUM UNIVERSITATI
AB
FERDINANDO I.
IMPERATORE ROMANO-GERMANICO
ANNO MDLVII CONCESSA
CLEMENTISSIMISQUE AUSPICIIS
SERENISSIMORUM SAXONIAE DUCUM
NUTRITORUM ACADEMIAE IENENSIS
MUNIFICENTISSIMORUM
RECTORE ACADEMIAE MAGNIFICENTISSIMO
CAROLO AUGUSTO
DUCE SAXONIAE VIMARIENSIUM ET ISENACENSIUM PRINCIPE LANDGRAVIO THURINGIAE MARCHIONE MISNIAE PRINCIPALI DIGNITATE COMITE HENNEBERGAE REL.
PRORECTORE ACADEMIAE MAGNIFICO
VIRO ILLUSTRI
IOANNE FRIDERICO FUCHSIO
MEDICINAE ET CHIRURGIAE DOCTORE
SERENISSIMI DUCIS SAXO-VIMARIENSIS ET ISENACENSIS A CONSILIIS AULICIS ANATOMIAE PROFESSORE PUBLICO ORDINARIO
FACULTATIS MEDICAE ASSESSORE SOCIETATIS DUCALIS ATQUE MINERALOGICAE IENENSIS SODALI ORDINARIO BECHSTEINIANAE
PHYSICAE NEC NON NATURAE CURIOSORUM GUESTPHALICAE ATQUE PHYSICO-MEDICAE ERLANGENSIS SOCIO LITTERARUM
CONSORTIO ADSCRIPTO
DECANO ORDINIS PHILOSOPHORUM ET BRABEUTA MAXIME SPECTABILI
VIRO PERILLUSTRI
HENRICO CAROLO ABRAHAMO EICHSTADIO
THEOLOGIAE ET PHILOSOPHIAE DOCTORE
SERENISSIMORUM SAXONIAE DUCUM VIMARIENSIS ET ISENACENSIS A CONSILIIS AULAE INTIMIS COBURGO-MEININGENSIS A CONSILIIS AULAE
ELOQUENTIAE AC POESEOS PROFESSORE PUBLICO ORDINARIO BIBLIOTHECAE ACADEMIAE PRAEFECTIO SOCIETATIS DUCALIS LATINAE IENENSIS

DIRECTORE CIVIUM LITTERATORUM VIMARIENSIUM ET ISENACENSIUM ITEM GOTHANORUM ATQUE ALTENBURGEN-
SIUM EPHORO ALUMNORUM
KLEBERIANORUM INSPECTORE UNIVERSITATIS LITTERARUM CAESAREAE MOSQUENSIS ET ACADEMIAE CAESAREAE
ERFORDIENSIS UTILIUM
DISCIPINARUM (!) SOCIO ORDINARIO ACADEMIAE REGIAE BOICAE SCIENTIARUM ATQUE INSTITUTI DOCTRINARIUM
HOLLANDICI IN IPSA PROVINCIAE
METROPOLI CONDITI IN CLASSE ANTIQUARUM LITTERARUM ET HISTORIAE EXTERNAE SOCIO EPISTOLARUM
COMMERCIO IUNCTO SOCIETATUM
CAESAREAE MOSQUENSIS NATURAE SCRUTATORUM ITEM PHYTOGRAPHICAE GORENKENSIS REGIAE TRAIECTO —
VIADRINAE DOCTRINARUM ET ARTIUM
REGIOMONTANAE TEUTONICAE ATQUE MOGUNTINAE IN CLASSE PHILOLOGICA ELEGANTIORUMQUE LITTERARUM
DENIQUE LIPSIENSIS PHILOLOGICAE
ATQUE HALENSIS PHYSICAE SODALI HONORARIO ET SOCIETATIS DUCALIS MINERALOGICAE IENENSIS ASSESSORE
ORDINARIO

ORDO PHILOSOPHORUM
VIRO PRAENOBILISSIMO ATQUE DOCTISSIMO
ARTHURIO SCHOPENHAUERO
GEDANENSI
QUI LITTERARUM IMPRIMIS PHILOSOPHIAE STUDIA IN ACADEMIIS GOTTINGENSI AC BEROLINENSI MAGNA CUM
LAUDE TRACTAVIT
DOCTORIS PHILOSOPHIAE
DIGNITATEM IURA ET PRIVILEGIA
PROBATAE SPECIMINIBUS DOCTRINAE PRAEMIA VIRTUTISQUE SPECTATAE
INSIGNIA ATQUE ORNAMENTA
DETULIT
DELATA
PUBLICO HOC DIPLOMATE
CUI IMPRESSUM EST SIGNUM ORDINIS PHILOSOPHORUM
PROMULGAVIT
IENAE DIE II OCTOBRIS A. MDCCCXIII.

TYPIS SCHREIBERI ET SOC.

Siegel

SCHOPENHAUER UND DIE FRANKFURTER STRASSENKÄMPFE AM 18. SEPTEMBER 1848.

Von

W. BRÖCKING (Frankfurt a. M.).

Am 26. August 1848 hatte Preußen mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmö geschlossen, der vom Standpunkte der deutschen Nationalpartei aus in der schleswig-holsteinischen Frage ein vollständiges Versagen Preußens bedeutete. Der letzte Entscheid über den Waffenstillstand lag in den Händen der Nationalversammlung: nachdem sie ihn am 5. September verworfen hatte, stieß sie ihren Beschluß am 16. September mit 257 gegen 236 wieder um und setzte ihr Ja unter den Waffenstillstand. Dieser „Umfall" löste die in weiten Volkskreisen gegen die Paulskirche schon länger angesammelte Mißstimmung aus, und es kam am 18. September zu jenen Kämpfen um die Paulskirche, in denen österreichische und preußische Truppen die Abgeordneten gegen das Eindringen der unzufriedenen Volksmassen schützten. Diese Kämpfe, die keineswegs auf die engere Umgebung der Paulskirche beschränkt blieben, sondern zu Barrikadenkämpfen in der Altstadt führten, bewirkten nun auch eine explosive Wirkung in Sachsenhausen, wo der Geist trotziger Widerspenstigkeit die Herrschaft führte. Ein Volkshaufe, der unter Vorantragung einer roten Fahne über die Brücke nach der Frankfurter Seite hinüberwollte, stieß am Eingang der Brücke auf eine Abteilung des Frankfurter Linienmilitärs unter dem Befehle des Oberleutnants Klenk. Die kleine Truppe wurde umzingelt und die Führer riefen Klenk zu: jetzt sei Revolution, er müsse sich anschließen gegen die Preußen; die Österreicher seien auf ihrer Seite! Klenk mußte sich bequemen, einen Vertrag zu schließen: eine Deputation sollte das Verlangen des Volkes dem Oberkommando melden und Verhaltungsmaßregeln erbitten. Sie wurde tatsächlich abge-

schickt und nun wälzte sich der ganze Haufe, mit ihm das Militär, über die Brücke dem Frankfurter Ufer zu; hier aber zwang man das Militär zu bleiben. Es mußte an der Schönen Aussicht gegenüber dem zweiten Hause von der Ecke der Fahrgasse, in dem Schopenhauer wohnte, Aufstellung nehmen und blieb hier im Zustande der Blockade, bis die endgültige Weisung kam, Klenk solle die Truppe zurückführen; das geschah etwa um 3½ Uhr. (Siehe Schwemer, Gesch. d. Freien Stadt Frankfurt a. M., III, 1, S. 218ff.)

Über diese Vorgänge gibt es eine protokollarische Aussage Schopenhauers, der ja teilweise aus eigener Anschauung berichten konnte. Das Schriftstück, das den Biographen des Philosophen unbekannt geblieben ist, befindet sich im Frankfurter Stadtarchiv und ist zuerst von Schwemer in den „Beilagen“ a. a. O. S. 412f. veröffentlicht worden. Als nach Wiederherstellung der Ruhe die Vorgänge am 18. September, dem Tage, an dem auch Lichnowsky und Auerswald ermordet wurden, zum Gegenstande einer gerichtlichen Untersuchung gemacht wurden, da wurde von dem Peinlichen Verhöramt, der zuständigen Behörde, auch Schopenhauer als Zeuge vernommen.

Das Protokoll über diese Vernehmung[1] lautet folgendermaßen:

„Dr. Arthur Schopenhauer, ehemals Privatdozent an der Berliner Universität, 60 Jahre alt, lutherisch, erklärt auf Vorhalt: «Ich wohne ebener Erde in dem zweiten Hause von der Ecke der Fahrgasse auf die (sic!) Schöne Aussicht oberhalb der Brücke. Am 18. September d. J., ungefähr halb ein Uhr, sah ich aus meinem Fenster einen großen, mit Mistgabeln, Stangen und einigen Gewehren bewaffneten Pöbelhaufen, dem eine rote Fahne vorangetragen wurde, von Sachsenhausen her über die Brücke ziehen, indem eine Abteilung des hiesigen Linienmilitärs voranmarschierte.

---

[1] Wir drucken es (vermehrt um einen Zusatz, der sich bei Schwemer nicht findet) von Neuem ab, da es, soviel wir sehen, so gut wie unbekannt geblieben ist.

Das Militär stellte sich vor meinen Fenstern auf und wurde von allen Seiten, namentlich auf der Seite nach dem Main hin umgeben.»" (Zu diesem Satze findet sich im Protokoll folgende Ergänzung: „Beim Verlesen bemerkt Comparent: Der Pöbel stand nun hinter dem Militär nach dem Main hin und auf dessen Seiten.") «Der Volkshaufe schrie recht durcheinander, doch habe ich keinen einzelnen bestimmten Ruf verstanden, auch niemanden in dem Haufen erkannt. Kurz nach ein Uhr verließ ich meine Wohnung, um zu Tische zu gehen, und kehrte erst etwa um drei Uhr zurück. Zu dieser Zeit stand der Pöbelhaufen noch da, aber nicht mehr das Militär. Das Volk nahm damals nichts Besonderes und Auffallendes vor. Erst etwas später sah ich die Masse Volkes, auch aus der Fahrgasse heraus, unter unverständlichem Geschrei auf dem Mainquai nach dem oberen Maintor flüchten. Den Grund, warum das Volk davonlief, weiß ich nicht, und muß irgendeine militärische Demonstration in der Fahrgasse die Veranlassung gewesen sein. Schießen hörte ich damals nicht. Nur ungefähr acht oder zehn mit Gewehren Bewaffnete (oder zwölf) blieben zum Teil am Eingang der Brücke, zum Teil auf der Mitte derselben in den Rondellen und hinter einem daselbst umgestürzten Wagen, und schossen dieselben mit größter Ruhe und Überlegung in die Fahrgasse hinein, stets mit größter Aufmerksamkeit zielend. Einer dieser Schützen, der ein graues Kamisol an hatte und einen großen roten Bart trug, war besonders tätig. Ferner ist mir noch einer in der hiesigen Stadtwehruniform aufgefallen, der sehr mitgeschossen hat. Außer diesem erinnere ich mich nur noch eines mit einem großen roten Bart. Die andern weiß ich gar nicht zu beschreiben. Ich bemerkte nicht, daß einer derselben von den Kugeln aus der Fahrgasse getroffen worden wäre. Nachdem das Schießen schon lange gedauert, und kurz vor dem durch den Abgeordneten Rößler verkündigten Waffenstillstand, kamen österreichische Soldaten in mein Haus, blieben aber nur sehr kurz, da ich ihnen bemerkte, daß sie sich in dem Nebenhause besser postieren würden, wohin sie sich auch wahrscheinlich be-

gaben, da ich auch den österreichischen Offizier an dem oberen Fenster dieses Hauses nachher sah.»"

Es ist gewiß kein Zufall, daß Schopenhauer in seiner Aussage wiederholt von einem „Pöbelhaufen" spricht: der beschauliche Philosoph verabscheute die Volkserhebung und war tief erschreckt durch die Vorgänge, die er zum Teil als Augenzeuge mit erlebt hatte. Diese Vorgänge haben ihm dann, wie sein Biograph Grisebach berichtet, den Gedanken eingegeben, zu Erben seines Vermögens die preußischen Soldaten, die in den Revolutionskämpfen invalid geworden waren, und die Witwen und Waisen der Gefallenen einzusetzen. Neben dem Mitleid für die Opfer der Revolution war es auch persönliche Dankbarkeit, von der er für die Verteidiger der Ordnung erfüllt war. „Ich habe", so schrieb der Philosoph am 11. Juni 1848 an Frauenstädt, „diese vier Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigentum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht! in meinem Alter wird man von dergleichen schwer affiziert, — den Stab, an dem man das ganze Leben zurückgelegt und dessen man sich wert bewiesen, wanken zu sehen!" Mit Beihilfe seines Jugendfreundes Karl John, Redakteurs der Preußischen Staatszeitung in Berlin, wurde dann der Testamentsgedanke in die rechtsgültige Form gekleidet: am 22. Juni 1852 setzte Schopenhauer als Universalerben den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörerkämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preußischen Soldaten wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen waren, ein. Gegebenenfalls sollte an Stelle dieses Fonds das Berliner Invalidenhaus treten.

SCHOPENHAUER ALS LEBENSRETTER.

Von

LEO WURZMANN (Frankfurt a. M.).

Im Heimatmuseum unserer Nachbarstadt Offenbach a. M. befindet sich ein von dem Testamentsvollstrecker des am 9. September 1919 verstorbenen Rentners Julius Frank dem Museum überwiesenes Bildnis von Arthur Schopenhauer. Es stellt das Brustbild des Philosophen nach der Radierung von M. Lämmel dar und ist, offenbar aus einer Zeitschrift ausgeschnitten, auf braunes Pappapier aufgezogen. Ein Glasrahmen in Größe von 35 × 22 cm umgibt das anspruchslose Bildchen. Unter dem Bildnis befindet sich — offenbar ebenfalls aus der Zeitschrift ausgeschnitten — eine kurze Lebensbeschreibung des Philosophen.

Viel wichtiger erscheint die Rückseite des Bildrahmens. Hier stehen die Worte:

„Absender Julius Frank.

> Im Sommer 1859 am Begräbnistag meiner Großmutter Frank als ich durch meine böse Tante Kathinka die Schwester meines Vaters gepeinigt entschlossen war in den Tod zu gehen hat mich der im Gebüsch versteckt sitzende alte Herr Schoppenhauer aus dem Rechneigraben herausgezogen."

Wer war der „Absender" Julius Frank? Welche Beziehungen hatte er zu Arthur Schopenhauer?

Julius Frank wurde am 21. Oktober 1850 zu Offenbach a. M. geboren. Er wurde im Elternhaus daselbst erzogen. Seine Erziehung wurde, obwohl beide Eltern noch lebten (sein Vater starb 1867, seine Mutter 1879), von seinem 1869 in Rom verstorbenen Onkel, Rittmeister Theodor Frank, der in Frankfurt a. M. wohnte, und zwar zuerst in der Hanauerlandstraße, später in der Ostendstraße, geleitet. Bei ihm weilte er häufig und von ihm wurde er in sehr strenger Zucht gehalten.

Die oben erwähnte Tante Kathinka war eine Frau Kriegsrat Schné geb. Frank, die zuerst in Offenbach, dann in Frankfurt a. M. (Merianstraße) lebte. Sie hat mit den Eltern Frank in Fehde gestanden. Ihr feindseliges Verhalten gegen diese muß sich auch auf den Knaben erstreckt haben. Sie muß ihn gequält und „gepeinigt haben". Bei der Begegnung des Knaben mit dieser Tante, anläßlich der Beerdigung der Großmutter, einer Frau Rat Frank, die in Frankfurt-Sachsenhausen (am Affentor) gewohnt hat, muß es zu einer heftigen Auseinandersetzung gekommen sein, die sich der offenbar überreizte Knabe so sehr zu Herzen nahm, daß er sich das Leben zu nehmen beschloß. An einem Sommertage 1859 ging er an den Rechneigraben, in dessen Anlagen heute das Denkmal Arthur Schopenhauers errichtet ist, und stürzte sich in den Weiher. Schon war er dem Ertrinken nahe, als zufällig Schopenhauer, den seine Nachmittagsspaziergänge oft auch durch die Promenaden führten, den Stock in der Hand, mit seinem Pudel daherkam. Mit den Worten: „Lausbub, nimm den Stock und halte dich fest!" reichte er ihm den Stock und zog ihn aus dem Wasser.

Der Philosoph nahm den Knaben mit nach seiner in der Nähe (der Schönen Aussicht) belegenen Wohnung und ließ sich von ihm sein Schicksal erzählen. Er beruhigte ihn und gab ihm Kuchen und sonstiges Gebäck. In der Folge nahm er an dem weiteren Fortkommen des Knaben Anteil und ließ sich immer seine Zeugnisse vorlegen. Oft gab er ihm auch Ratschläge und erteilte ihm väterliche Ermahnungen. Die Beziehungen Franks zu Schopenhauer reichten bis zum Tode des Philosophen (1860). Schopenhauer gab ihm auch sein Bild, und Frank sprach oft und mit Begeisterung von seinem Lebensretter Schopenhauer.

Diese Schilderung verdanke ich der Erzählung einer über achtzig Jahre alten Frankfurterin, die den verstorbenen Julius Frank zu einer Zeit, als er schon lange seinen Wohnsitz in Offenbach eingenommen hatte, ein Jahr vor seinem Tode im Badeorte Soden-Salmünster, wo er die letzte Ruhestätte gefunden hat, kennen gelernt hatte. Der

Inhalt der Erzählung selbst, die Übereinstimmung von Erlebnis und Inschrift auf dem Bildnis, das sich im Nachlasse Julius Franks befand, lassen keinen Zweifel an der Wahrheit des Ereignisses bestehen.[1]

Beim Tode des Philosophen stand Frank noch im Knabenalter. Welchen Eindruck der Tod seines Lebensretters auf ihn gemacht hat, war nicht zu erforschen. Denn er war mit der Erzählung von seiner Lebensrettung offenbar zurückhaltend. Der alten Dame gegenüber ließ er von seiner sonst beobachteten Verschwiegenheit bei einer Gelegenheit ab. Sie unterhielt sich gern mit ihm, dem sehr belesenen, unterrichteten Manne, der von seinen weiten Reisen, die er unternommen, fesselnd zu erzählen wußte. Eines Tages sagte er ihr ein Gedicht aus seiner Jugendzeit her. Das veranlaßte die Dame, auch ihrerseits ein Gedicht zu deklamieren. Ein Vers desselben berührte bei ihm verwandte Empfindungen:

„Selig, wer in seiner Jugend
Nicht auf lauter Rosen lag.
Selig, dessen erster Frühling
Nicht ein einziger Frühlingstag.
Selig, wer die heil'ge Sorge
Säugte an der Mutterbrust;
Denn wie reich macht uns das Leiden
Und wie arm läßt uns die Lust!"

Im Anschluß daran erzählte Frank das hier beschriebene Erlebnis aus seiner Jugendzeit. Über die Lehre des Philosophen verbreitete er sich nicht. Daß er sich mit ihr beschäftigt und daß sie ihn gefesselt hat, davon finden sich deutliche Spuren in seinen unten erwähnten Schriften. Der wenn auch kurze Verkehr mit dem seltenen Manne ist nicht ohne Wirkung auf den Knaben geblieben und ein Strahl von seiner hohen idealen Weltanschauung scheint auf ihn

[1] Die Echtheit der Erzählung bestätigt auch der Augenarzt und Direktor der Frankfurter Universitäts-Augenklinik Prof. Dr. Otto Schnaudigel, der den im Jahre 1915 an beiden Augen erblindeten Julius Frank mit Erfolg operiert hat. Die Geschichte von seiner Lebensrettung hat ihm Frank genau so erzählt, wie sie hier mitgeteilt wird.

herniedergefallen zu sein. Seine tiefen Ermahnungen, geschöpft aus einer einzigartigen Lebensweisheit, müssen ihm zu Herzen gegangen sein. Er wurde ein kluger, begüterter Kaufmann, der erst ein gut gehendes Geschäft, dann eine ansehnliche Fabrik in Offenbach betrieb. Große Reisen, besonders nach England, erweiterten seinen Gesichtskreis. Er wurde ein begeisterter Verehrer Goethes. Er war nicht nur mit dessen Werken gut bekannt, sondern stellte auch Untersuchungen und Forschungen an über die Offenbacher Goethe-Episode zur Zeit Jean Nikolaus Bernards, des von Goethe oft erwähnten „Onkel Bernard", über seine Beziehungen zu diesem, dem d'Orvilleschen Ehepaar, Johann André, Sophie Laroche, dem Pfarrer Johann Ludwig Ewald und anderen damals geistig bedeutenden Persönlichkeiten Offenbachs. Er schrieb verschiedene Goetheschriften: „Stunden auf der Gerbermühle und in Offenbach 1814", „Goethes Mutter auf der Flucht", „Goethes Amazone und das Bild vom liebeskranken Königssohn". Zum hundertfünfzigsten Geburtstag Lilis, am 23. Juni 1908, ließ er eine poesievolle Erzählung: „Geister des Mains", in einem vom Verein für Kunstpflege in Offenbach herausgegebenen Blatt erscheinen. Diese und andere Goetheschriften sowie seine Sammlung „Goetheana Offenbachs" hat Frank dem Heimatmuseum zu Offenbach letztwillig vermacht.

Man hat Schopenhauer oft vorgeworfen, daß er etwas anderes in seiner Philosophie des Leidens lehre, als er im Leben selbst erfahren habe. Man darf darüber nicht vergessen, daß seine Lehre wirklich darstellte, was er innerlich litt, und daß nur sein äußeres Leben der Lehre widersprach. Hier aber haben wir ein Beispiel, wo Leben und Lehre übereinstimmen. Derselbe Mann, der Handlungen uneigennütziger Menschenliebe als Eigenschaften wahrhaft ehrlicher Leute (Arnold von Winkelried, dessen Selbstaufopferung er wiederholt anführte) darstellte, er hat auch, wie so oft in seinem Leben, durch die Tat bewiesen, daß die Kardinaltugend der Menschenliebe, die in dem natürlichen Mitleid wurzelt, ein Bestandteil seines Wesens war. Ähnliche Handlungen finden wir in seinem uns noch viel-

fach unbekannten Leben. Wie er als junger Student den in armen Verhältnissen lebenden Studiengenossen Gans in das Haus seiner Mutter gebracht und dort unterstützt hat, wie er, als Mutter und Schwester einen großen Teil ihres Vermögens bei der Zahlungseinstellung der Firma Muhl in Danzig verloren hatten — obwohl ohne Erwerbsstellung —, die Hälfte seines verhältnismäßig kleinen Vermögens sofort anbot, wie er noch als Greis in seinem Testamente die Dame bedachte, mit der er als junger Mann einst zarte Beziehungen unterhalten hatte: alles dies sind Handlungen eines von Egoismus freien, wahrhaft adeligen Gemütes. Über die Menschenliebe, die das Mitleid geboren hat, hat er Worte gefunden, wie sie erhabener und herrlicher von keinem Philosophen ausgesprochen worden sind. Sie mögen hier, wo wir den großen Philosophen als Lebensretter kennen gelernt haben, für diejenigen wiederholt werden, die sie noch nicht gelesen haben sollten:

„Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund getan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. Alsdann verleiht sie auch gegen andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst jeder nur sich selber widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig, sich zu erzürnen:

sogar wenn etwan seine eigenen, intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Spott und Hohn anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzutun, fort, jene auf das liebreichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrtum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in ihm sich selber wiedererkennen werden. — Was ist dagegen Witz und Genie? Was Bako von Verulam?"

BIBLIOGRAPHIE.

I.

NACHTRÄGE ZUR SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DIE JAHRE 1917—1919.

Zusammengestellt von

RUDOLF BORCH (Braunschweig).

Vorbemerkung: Aus mehrfachen Gründen werden für dieses Mal — abgesehen von den Berichten für 1920 und 1921 — lediglich Nachträge zu 1917—1919 gegeben.

* * *

1917.

Blüher, Hans: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert. I. Band. Der Typus inversus. II, 248 S. Jena, Eugen Diederichs.

Zieht wiederholt Schopenhauer heran; auf S. 93 wird von dem Schopenhauerschen Pessimismus (wie übrigens auch von dem christlichen) als einer „getrübten Form" desselben gesprochen. — 1921 erschien das 11.—13. Tausend. Vgl. Jahrb. II, S. 237!

Busse, † Prof. Dr. Ludwig: Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Sechste Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 56.) VIII, 153 S. Leipzig, B. G. Teubner.

S. 123 ff.: Arthur Schopenhauer. — Eine 7. Auflage (42.—47. Tausend), völlig gleichlautend mit der 6., kam 1921 heraus. Das Buch erschien zuerst im Jahre 1904; Falckenberg hat es seit 1909 (4. Auflage) bearbeitet.

Falckenberg, Prof. Dr. Richard: Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. Dritte vermehrte Auflage. VIII, 88 S. Leipzig, Veit & Co. [jetzt: Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.].

Kap. 7 (S. 60—64): Arthur Schopenhauer. — Die 1. Auflage erschien 1899, die 2. 1907.

Jodl, Friedrich: Vom Lebenswege. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. In zwei Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Börner. Zweiter Band. VII, 707 S. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Berücksichtigt Schopenhauer vor allem in dem Aufsatz auf S. 634 ff.: „Musik und Metaphysik" (Wiederabdruck aus der „Zukunft" vom 30. Mai 1896). — Vgl. Jahrb. VIII, S. 243!

Taub, Dr. Hans: Strindbergs „Traumspiel". Eine metaphysische Studie. 110 S. München, Georg Müller.

Die hier gegebene Deutung schließt sich auch an Lehren Schopenhauers an.

Türck, Hermann: Der geniale Mensch. Achte verbesserte Auflage (16. bis 20. Tausend). XVI, 406 S. Berlin [jetzt: Leipzig], Wilhelm Borngräber.

Im ganzen Buch häufige Hinweise auf Schopenhauer. Das 7. Kapitel hat zur Überschrift: „Genialität und Seelenfreiheit nach Schopenhauers und Spinozas Lehre". — Das Werk wurde zuerst 1896 bei O. Raßmann, Jena, veröffentlicht; die vorliegende Ausgabe ist die erste im Verlage Wilhelm Borngräber. 1918 folgte bereits die 9. Auflage, 1919 die 10. und 1920 die 11. (31.—35. Tausend); 1914 erschien das Buch in englischer Sprache (bei Stiller, Schwerin i. M., jetzt ebenfalls übergegangen an Borngräber) unter dem Titel „The Man of Genius" (IV, VII a. 483 p.); die Übertragung besorgte hauptsächlich Prof. G. J. Tamson.

Groener, Maria: Et in terra pax. 113 S. Berlin, L. Simion Nachf.

Die G. F. Wagner zugeeignete, aus Prosa und Versen bestehende Schrift ist vom „Geist Arthur Schopenhauers durchweht"; mit einem Sonett auf diesen klingen die Seiten aus.

Pfitzner, Hans: Palestrina. Musikalische Legende in drei Akten. 88 S. Berlin, Adolph Fürstner.

Voran geht ein Motto aus Schopenhauer (vgl. Jahrb. VIII, S. 247!). — Der erste Akt zeigt uns im Sinne unseres Meisters das Entstehen eines Kunstwerkes.

Sack, Gustav: Ein verbummelter Student. Roman. 299 S. Berlin, S. Fischer.

Läßt deutlich das Studium Schopenhauers erkennen (vgl. darüber auch das Vorwort von Hans W. Fischer); ebenso die zweite nachgelassene Erzählung (Verfasser † am 5. 12. 1916): „Ein Namenloser"

(250 S.; 1919, in demselben Verlage). — 1920 wurden von S. Fischer die „Gesammelten Werke in zwei Bänden" herausgebracht (Editor: Paula Sack, Biographie: Hans W. Fischer; 481 u. 328 S., beide mit einem Bildnis).

Zeitschriftenartikel.

Hübner, Otto R.: Schopenhauer und die Musik. Vortrag im Dresdener Schopenhauer-Bund. (Neue Zeitschrift für Musik. 84. Jahrgang, Nr. 37/38, 39, 40 u. 41/42. Leipzig, Gebrüder Reinecke.)

Kurowski, Alphons von: Der Kern der Philosophie und Ethik Schopenhauers. (Annalen der Natur- und Kulturphilosophie. 13. Band, 4. Heft. Leipzig, Verlag Unesma.)

Gustavson, John: Arthur Schopenhauers filosofi. Några grunddrag. [Arthur Schopenhauers Philosophie. Einige Grundzüge.] (Ord och bild. Illustrerad månadsskrift. [Wort und Bild. Illustrierte Monatsschrift.] 26. Jahrgang, 11. Heft. Stockholm, Wahlström & Widstrand.)

Zeitungsaufsätze.

Über die Danziger Tagung unserer Gesellschaft (vgl. Jahrb. VIII, S. 247, u. Jahrb. X, S. 138 f.) berichteten auch noch die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 152, Abendblatt) und der Graudenzer [jetzt: Schneidemühler] „Gesellige" (Nr. 123).

Hauck, Dr. Karl: Zur Geschichte eines Schopenhauerbriefes (Frankfurter Zeitung Nr. 189, 1. Morgenblatt).

Es handelt sich um ein bislang noch nicht veröffentlichtes Schreiben an den Heidelberger Professor Georg Friedrich Creuzer (vom Jahre 1828), das sich vermutlich in der Privatbibliothek des Königs von England befinden dürfte.

Kienzl, Hermann: Titus Majorescu. Ein rumänisches Lebensbild (Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 203 u. 204).

Beschäftigt sich auch mit Majorescus Beziehungen zu Schopenhauer. — M. war übrigens Mitglied unserer Gesellschaft, von der Begründung an bis zu seinem Tod (1917).

Über die von Mockrauer und Hochstetter herausgegebenen Bände 9—11 der Deussenschen Schopenhauerausgabe verbreitete sich unter dem Titel „Der neu erstandene Schopenhauer" Prof. Dr. Otto Braun in Nr. 264 der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau".

1918.

Das Buch des Friedens. Unter Mitarbeit hervorragender Zeitgenossen herausgegeben von G. v. Gizycki. IV, 412 S. Berlin [jetzt: Leipzig], Wilhelm Borngräber.

Bringt auf den Seiten 246—48 einen Abschnitt aus dem 2. Bande der „Parerga und Paralipomena" unter der Überschrift „Über das Ende des Faustrechts".

Ahlberg, Alf: Filosofiska essayer. [Philosophische Essays.] 195 s. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

S. 91—124: Schopenhauers estetik [Schopenhauers Ästhetik].

Deter, Chr. Joh.: Abriß der Geschichte der Philosophie. Zwölfte neu bearbeitete Auflage von (Prof.) Max Frischeisen-Köhler. VII, 210 S. Berlin, W. Weber.

S. 177 ff.: Arthur Schopenhauer. — Die 1. Auflage erschien 1872; seit 1899 (6. Auflage) ist G. Runze und seit 1912 (10. und 11. Auflage) Frischeisen-Köhler der Herausgeber.

Peters, Dr. Carl: Lebenserinnerungen. Mit 23 Bildern. 147 S. Hamburg, Rüsch.

Auf sein Verhältnis zu Schopenhauer kommt der Verfasser an drei Stellen zu sprechen.

Rauschenberger, Dr. Walther: Der kritische Idealismus und seine Widerlegung. V, 108 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Es handelt sich in der vorliegenden Untersuchung um die ja auch für Schopenhauers Philosophie grundlegenden Lehren Kants; Schopenhauer wird zudem verschiedene Male erwähnt.

Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Erster Band. Gestalt und Wirklichkeit. XVI, 640 S. Wien, W. Braumüller.

Vielfacher Bezug auf Schopenhauer; im Inhaltsverzeichnis heißt es: „Schopenhauers System eine Antizipation des Darwinismus". — 1920 erschien die 11.—14. (unveränderte) Auflage (bei C. H. Beck, München). Von der Dresdener Ortsgruppe wurden im 1. Quartal von 1921 besondere Spengler-Abende abgehalten.

Vaihinger, Hans: Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Dritte durchgesehene Auflage. XL, 804 S. Leipzig, Felix Meiner.

Im Werk selbst ist mehrmals auf unseren Philosophen verwiesen, ebenso im Anhang. Vgl. übrigens unter 1921 (Die Philosophie der Gegen-

wart)! — Die beiden ersten Auflagen kamen 1911 und 1913 bei Reuther & Reichard in Berlin heraus; 1919 folgte die 4. und 1920 die 5. und 6. Auflage.

Goethe-Handbuch. In Verbindung mit Dr. H. Bieber, Dr. H. Bräuning-Oktavio [und vielen anderen] herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. III. Band. Nachdruck — Zwischenkieferknochen. IV, 660 S. Stuttgart, J. B. Metzler.

S. 294 ff.: Schopenhauer, Arthur, S. 297 f.: Schopenhauer, Johanna, S. 298 f.: Schopenhauer, Louise Adele; alle drei Artikel sind von Erna Merker verfaßt.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. [I. Abteilung.] 55. Band. Register. M—Z... X, 711 S. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.

Bearbeiter und Herausgeber dieses Bandes ist Max Hecker, Redactor Wolfgang v. Oettingen. — Auf S. 336 ist zu ersehen, wo in der großen Sophienausgabe von Goethes Werken im engeren Sinn (I. Abteilung) von Johanna, Arthur und Adele Schopenhauer die Rede ist. Der Name Johanna Schopenhauers findet sich in Band 16, 36 und 41, der Name Arthurs in Band 2 und 36, der Name Adelens in Band 4, 5, 6, 16 und 36.

Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen. XXXXIV, 611 S. Berlin, S. Fischer.

Mannigfache Zitierungen des Frankfurter Denkers, dessen Einfluß auf Thomas Mann ja seit Erscheinen der „Buddenbrooks" allbekannt ist. — 1920: 15.—18. Auflage. Vgl. unter 1921!

Perfall, Anton Freiherr von: Doktor Schopenhauer. (Leipziger Bücher. 36.) 122 S. Leipzig, Vogel & Vogel.

Der Titel erklärt sich aus einer Romanfigur, die mit Schopenhauerschen Zügen ausgestattet ist.

Zeitschriftenartikel.

Dirksen, Alfons: Schopenhauer und die Neugestaltung des Raumlehreunterrichts. (Die deutsche Schule. Monatsschrift. XXII. Jahrgang, 3. Heft. Leipzig, Julius Klinkhardt.)

Rauschenberger, Dr. Walther: Kants und Schopenhauers Lehre von der intelligiblen Freiheit. (Ar-

chiv für systematische Philosophie. XXIV. Band, Heft 3. Berlin, L. Simion Nachf.)

Nimmt eine gegnerische Stellung gegen diese Lehre ein.

Engelhardt, Dr. Victor: Dichter, Philosoph, Physiker und Physiologe über die Farben. (Das Weltall. Bildgeschmückte Halbmonatschrift für Astronomie und verwandte Gebiete. 19. Jahrgang, 5./6. Heft. Berlin-Treptow, Verlag der Treptow-Sternwarte.)

Es ist die Rede von Goethe, Schopenhauer, Newton, Young, Helmholtz und Hering.

Seligmann, Dr. Rafael: Schopenhauer, der Jude. (Neue jüdische Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Literatur in Ost und West. II. Jahrgang, Heft 19. Berlin, Verlag der „Neuen jüd. Monatsh.".)

Schopenhauer, Johanna: Haß und Liebe. (Die Welt-Literatur. Die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker. Jahrgang 1918, Nr. 36. München, Verlag „Die Welt-Literatur".)

Ein Probestück aus den „Erzählungen" (1825—28). Mit biographischer Einführung von R. E. = Richard Elchinger.

Zeitungsaufsätze.

Über den Vortrag, den Geh.-R. R. Sternfeld über „Fontane und Schopenhauer" hielt (in der „Gesellschaft für deutsche Literatur", Berlin), äußerten sich die „Tägliche Rundschau" (Unterhaltungsbeilage Nr. 115) und die „Vossische Zeitung" (Nr. 267).

Die zweite Kieler Tagung unserer Gesellschaft (vgl. Jahrb. VIII, S. 248, u. X, S. 139!) fand auch Beachtung im Abendblatt der Nr. 145 der „Frankfurter Zeitung", sowie in Nr. 270 der „Vossischen Zeitung".

Susman, Margarete: Schopenhauers Erkenntnislehre (Frankfurter Zeitung Nr. 254, 1. Morgenblatt).

Ausführliche Rezension des Heinrich Hasseschen Werkes mit gleichnamigem Titel (vgl. Jahrb. III, S. 290—91!).

Über Dr. Woldemar Dörings Lübecker Schopenhauer-Vorträge, aus denen nachmals ein Buch hervorging (vgl. Jahrb. X, S. 141!), fand sich ein Bericht in Nr. 247 A, 253, 259, 265, 270 A, 276, 283, 288, 294 und 300 des „Lübecker General-Anzeiger".

S......, R. [Salinger, Robert]: Kolonialpionier und Philosoph. Karl Peters als Metaphysiker (Vossische Zeitung Nr. 472).

Vgl. weiter oben!

1919.

Albrich, Dr. Konrad: Kurzes Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Zweite Auflage. I. Teil. Altertum. Mittelalter. Neuzeit bis 1870. (Breitensteins Repetitorien Nr. 60 a.) 95 S. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

S. 79 ff.: Schopenhauer. — Die 1. Auflage (1894) wurde besorgt von J. Fränkel.

Biernatzki, (Oberlehrer) Reinhart: Das Schicksal und Du selbst! Ein Beitrag zur Weltanschauungsfrage als Gabe aus dem Felde. 24 S. Hamburg, Vortrupp-Verlag.

Erweiterte Wiedergabe des Vortrags auf der Danziger Tagung: „Pflicht und Schicksalsglaube"; Sonderabdruck aus Nr. 19—22 des VII. Jahrgangs der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp". Zugeeignet ist die Schrift Paul Deussen.

Boltzmann, (Prof.) Dr. Ludwig: Populäre Schriften. Zweite unveränderte Auflage. VII, 440 S. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

S. 385—402: Über eine These Schopenhauers (Vortrag in der Wiener Philosophischen Gesellschaft am 21. 1. 1905). — Erstauflage: 1905.

Budde, Gerhard: Die großen Denker der Menschheit. Eine Einführung in die Philosophie für Haus und Schule (von Plato bis Eucken). (Schriften des Schiller-Bundes. Band 4.) 258 S. Berlin, Gustav Ziemsen.

S. 193 ff.: Schopenhauer. — Mit Abbildungen, darunter auch das Bildnis Schopenhauers.

Eucken, Rudolf: Die Träger des deutschen Idealismus. Zweite Auflage. (Männer und Völker.) 251 S. Berlin, Ullstein & Co.

S. 230 f.: Schopenhauer. — Erstauflage: 1915.

Hecke, Gustav: Psychologie. Gesamtdarstellung nach dem Stande der Gegenwart mit Berücksichtigung der geschichtlichen und philosophischen Voraussetzungen. XVI, 453 S. Braunschweig, A. Graff.

Zahlreiche Schopenhauer-Zitierungen. Das Buch ist Cay von Brockdorff gewidmet.

Hilbert, D. Gerhard: Moderne Willensziele. Zweite Auflage. Der Wille zum Nichts: Arthur Schopenhauer. Der

Wille zur Macht: Friedrich Nietzsche. Der Wille zum Glauben: Hamlet. 64 S. Leipzig, A. Deichert.

Die 1. Auflage, die auch noch einen Aufsatz über Ernst Horneffer bot, kam 1911 heraus (vgl. Jahrb. II, S. 233!).

Landquist, John: Det levande förflutna. Betraktelser över samtida frågor. [Die lebendige Vergangenheit. Betrachtungen über Gegenwartsfragen.] 258 s. Stockholm, Albert Bonnier.

S. 196—255: Pessimismen och tiden. En kritik av Schopenhauers filosofi. [Der Pessimismus und die Zeit. Eine Kritik der Philosophie Schopenhauers.]

Oehlke, Waldemar: Geschichte der deutschen Literatur. Mit 24 farbigen Einschaltbildern. VIII, 441 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

S. 335 f.: Arthur Schopenhauer. Beigegeben ist eine Reproduktion des Gemäldes von Wulff. — Schopenhauer ist ferner berücksichtigt in dem im gleichen Jahr von Oehlke erschienenen „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur" (III, 68 S.; ebenfalls: Velhagen & Klasing). — Vgl. unter 1921!

Reinke, (Prof.) D. Dr. J.: Die schaffende Natur. Mit Bezugnahme auf Schopenhauer und Bergson. VIII, 153 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Auf S. 91—110 befindet sich ein besonderes „Schopenhauer"-Kapitel.

Schwantje, Magnus: Über Richard Wagners ethisches Wirken. Sonder-Abdruck aus dem [noch nicht erschienenen] Werk: Ethische Schriften von Richard Wagner. Herausgegeben von dem Bund für radikale Ethik. 30 S. Leipzig, Siegismund & Volkening.

Von Bedeutsamkeit für das Verhältnis Wagners zu Schopenhauer.

Sting, Max: Schopenhauers Werturteile in seinen Briefen. IV, 74 S. [Tübinger Dissertation.]

Vorländer, Karl: Geschichte der Philosophie. 5. Auflage (13.—15. Tausend). II. Band. Philosophie der Neuzeit. VIII, 533 S. Leipzig, Felix Meiner.

Kapitel XIX (§ 60 u. 61): Schopenhauer. — 1921 folgte bereits die 6. Auflage (VIII, 534 S.); Erstveröffentlichung: 1903. Vgl. übrigens unter 1921!

Werner, (Dr. phil.) Alfred: Wissenschaftliche Prinzipien und künstlerische Elemente in der Philosophie. (Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten. Heft 54.) 28 S. Langensalza, Wendt & Klauwell.

In den Ausführungen dieser Schrift wird auch Schopenhauer herangezogen.

Jahrb. X, S. 141, ändere die letzte Zeile in: Praktische Vorschläge für unsere Schulen. (Tat-Flugschriften. 34.) II, 63 S. Jena, Eugen Diederichs.

Goethes Tagebücher. 15. Band. 1. Abtheilung. Register. M—S. (Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. III. Abtheilung. 15. Band. 1. Abtheilung.) V, 376 S. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.

Bearbeiter und Herausgeber dieses Bandes ist Hans Gerhard Gräf, Redactor Rudolf Schlösser. — Von S. 293—96 reichen die Verweisungen auf Johanna, Arthur und Adele Schopenhauer. Für Johanna Schopenhauer kommen folgende Bände in Betracht: III—XIII, für Arthur: V—VII, für Adele III und V—XIII.

Huch, Rudolf: Komödianten des Lebens. Roman. 4. bis 6. Auflage. 449 S. Berlin [jetzt: Leipzig], Wilhelm Borngräber.

Auch Rudolf Huch ist von unserem Philosophen beeinflußt. Der Roman spiegelt Schopenhauersche Anschauungen wider (vgl. darüber Rudolfs Huchs Bemerkung in: „Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft", 2. Jahrg., Heft 7, S. 271!). — Zitierungen unseres Denkers finden wir bei Rudolf Huch z. B. in seiner Romanstudie „Max Gebhard" (IV, 293 S.; zuerst 1906, Neuveröffentlichung 1917 durch Borngräber), sowie in seiner Essay-Sammlung „Vom Diesseits und Jenseits" (V, 372 S.; Neuausgabe 1917 durch Borngräber, ursprünglich 1912 unter dem Titel „Dies und Das und Anderes").

Zeitschriftenartikel.

Engelhardt, Dr. Victor: Schopenhauers Stellung zur exakten Naturwissenschaft. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Erscheinens der „Welt als Wille und Vorstellung". Mit einer Abbildung. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Neue Folge. 18. Band, Nr. 10. Jena, Gustav Fischer.)

Zerr, Georg: Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre. (Farben-Zeitung. Fachblatt für die Farben- und Lack-Industrie. 24. Jahrgang, Nr. 30. Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung.)

Ausführliches Referat über das Werk von Ostwald (vgl. Jahrb. VIII, S. 248!).

Driesmans, Heinrich: Von Alltag und Artung. (Illustrierte Zeitung. 153. Band, Nr. 3979. Leipzig, J. J. Weber.)

Die Darlegungen schließen sich eng an Schopenhauer an.

Pompecki, Bruno: Von Danzig nach Weimar [Johanna Schopenhauer]. (Die Brücke. 1. Jahrgang, Nr. 3. Danzig-Langfuhr, Brücken-Verlag.)

Zeitungsaufsätze.

Eingehende Rezensionen über das 1919 erschienene 8. Jahrbuch unserer Gesellschaft schrieben Gustav Wörpel für die „Kieler Zeitung" (Nr. 375) und E. Simon für die „Berliner Börsen-Zeitung" (Nr. 389).

In einem Aufsatz „Moderne Moraltheorien" (Germania, Wissenschaftliche Beilage Nr. 12) behandelte Dr. Reiche, Schwerin a. W., unter 4. „Die Schopenhauersche Ethik".

Über „Das Geheimnis der Träume. Anmerkungen zu Schopenhauer und einem Buch des Sanitätsrats Bergmann" verbreitete sich ausführlich in den Nummern 254 und 256—58 der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" Erich Schlaikjer; in den Nummern 265—66, 268 und 270 ließ er alsdann als Fortsetzung folgen: „Der Traum als okkulte Erscheinung. Neue Anmerkungen zu Schopenhauer und einem Buch des Sanitätsrats Bergmann".

Vgl. unter 1920!

Sawicki, Prof. Dr.: Schopenhauer als Geschichtsphilosoph (Germania, Wissenschaftliche Beilage Nr. 15).

II.

SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DAS JAHR 1920.

Zusammengestellt von

RUDOLF BORCH (Braunschweig).

Schopenhauer, Arthur: Über den Tod. 187 S. München, Hyperionverlag.

Im Format 9 × 6 cm (Westentaschenformat)! Deutliche Type, gutes Papier.

Schopenhauer, Arthur: Methaphysik [Fehler des Titelzeichners!] der Geschlechtsliebe. Über die Weiber. [Herausgegeben und mit Nachwort versehen von Eberhard Wieacker. Drei Originalholzschnitte von Otto Wirsching.] IV, 88 S. Dachau, Einhorn-Verlag.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. [Vorwort und Erläuterungen von Max Brahn.] 241 S. Leipzig, Insel-Verlag.

17. bis 22. Tausend; 1921 erschien bereits das 23. bis 28. Tausend. — Erstausgabe: 1913 (vgl. Jahrb. III, S. 287—88!).

Schopenhauer, Arthur: Aphorismen zur Lebensweisheit. (Für die Deutsche Bibliothek [mit Einleitung] herausgegeben von Dr. Felix Groß.) (Deutsche Bibliothek. 135.) 257 S. Berlin, Deutsche Bibliothek.

Schopenhauer: Über die Weiber. Psychologische Bemerkungen. 148 S. München, Hyperionverlag.

Vgl. weiter oben!

Ein Auktionsauftrag Schopenhauers an die Buchhandlung St. Goar. Von der Buchhandlung J. St. Goar Frankfurt a. M., gegründet 1825, gewidmet den Teilnehmern der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen am 10. Oktober 1290 [sic!]. 3 [unpag.] S. Nicht im Handel.

Dieser Auktionsauftrag, der sich mit abgedruckt bei Schemann findet (S. 546) — allerdings ohne Namensnennung der Buchhandlung —, erscheint hier faksimiliert. Nur 250 numerierte Exemplare!

Schopenhauer, Arthur: Schopenhauer Kantról. Kant filófiájának birálata. Forditotta és jegyzetekkel ellátta Dr. Mikes Lajos. (Kultura és tudomány.) [Schopenhauer über Kant. Kritik der Kantischen Philosophie. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Ludwig Mikes. (Kultur und Wissenschaft.)] 236 l. Budapest, Franklin.

Schopenhauer, Arthur: Az olvasásról és a könyvekről. És egyébb válogatott fejezetek a „Parerga und Paralipomena"-ból. Forditotta: Varró István. [Über Lesen und Bücher und andere ausgewählte Kapitel aus „Parerga und Paralipomena". Übersetzt von Stefan Varró.] 91 l. Budapest IV, „Világirodalom" [„Weltliteratur"].

Schopenhauer: Forgácsok (Parerga und Paralipomena) II. Forditotta: Varró István. [Splitter (Parerga und Paralipomena) II. Übersetzt von Stefan Varró.] 144 l. Budapest IV, „Világirodalom" [„Weltliteratur"].

Varró benutzte die Ausgabe des Insel-Verlags, Mikes nennt seine Vorlage nicht. Das erste Heft von Varró bringt die Kapitel XX, XXI, XXII und XXIV des 2. Bandes der „Parerga und Paralipomena", das zweite Heft die Kapitel XXIII, XXV, I, XXVII und XXXI.

Schopenhauer, Adele: Gedichte und Scheerenschnitte [sic!]. Herausgegeben von Prof. Dr. H. H. Houben und Dr. Hans Wahl. [2 Bände.] I. Gedichte. II. Scheerenschnitte. III, 221 S. u. III S., 23 Blätter [nebst Schutzblättern] u. 15 S. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

Die hier reproduzierten Scherenschnitte waren bislang noch nicht veröffentlicht; auch die Gedichte waren bis auf wenige noch nicht gedruckt. — Vgl. Jahrb. III, S. 290!

Biernatzki, (Oberlehrer) Reinhart: Was ist die Welt? Sechs Antworten auf diese Frage. Den Freunden des Volksbundes für Kantische Weltanschauung gewidmet! 32 S. Hamburg 36, Kant-Volksbund-Verlag.

„Inhaltlich führe ich aus, was Paul Deussen in einer seiner Vorlesungsstunden einmal kurz umriß." Vorabdruck in Nr. 4, 6, 8, 9, 10 und 12 des Jahrgangs 1919 der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" unter dem Titel „Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule".

Blüher, Hans: Die Nachfolge Platons. Eine akademische Sache. 82 S. Prien, Anthropos-Verlag.

Eine Auseinandersetzung mit Prof. Dr. Paul F. Linke-Jena, bei der auch auf Schopenhauer zurückgegriffen wird; die drei letzten Seiten bringen zudem ein langes Zitat aus der Abhandlung „Über die Universitätsphilosophie". — Vgl. unter 1917!

Borch, Rudolf: Bilderatlas zur Geschichte der Pädagogik. Mit begleitendem Text, chronologischer Übersicht und Bücherkunde. VIII, 123 S. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

S. 72: Schopenhauers Bild nach Moritz Lämmel. Siehe ferner S. 95 und S. 118 dieses Buches!

Cassirer, Ernst: Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit. Dritter Band. Die nachkantischen Systeme. XIV, 483 S. Berlin, Bruno Cassirer.

Sechstes Kapitel (S. 411—46): Schopenhauer.

De Lorenzo, Giuseppe: La terra e l'uomo. Terza edizione. Riveduta e corretta dall' autore. [Die Erde und der Mensch. Dritte Auflage. Vom Verfasser durchgesehen und berichtigt.] VII, 602 p. Bologna, Nicola Zanichelli.

Häufige Berücksichtigung unseres Denkers. Der Abschnitt XLIII, betitelt: „Itala poesia" [„Italienische Dichtung"], wurde zuerst 1912 in Nr. 52 des Jahrgangs XVII der Florenzer Zeitschrift „Il Marzocco" veröffentlicht unter der Überschrift „Dante e Petrarca nel giudizio di Schopenhauer" [„Dante und Petrarca im Urteil Schopenhauers"]. „Voci del dolore del mondo" [„Stimmen des Weltschmerzes"], hier den Abschnitt XLV bildend, findet sich mit dem Titel „Schopenhauer, Byron e Leopardi" [„Schopenhauer, Byron und Leopardi"] im Erstabdruck auf S. 97—104 unseres 4. Jahrbuchs (1915). — Zugeeignet ist das Werk Francesco Nitti.

Deussen, (Prof.) Dr. Paul: Allgemeine Geschichte der Philosophie. Mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. Zweiter Band, dritte Abteilung: Die neuere Philosophie von Descartes bis Schopenhauer. Zweite Auflage. XVI, 603 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vgl. Jahrb. VIII, S. 246!

Ehrlich, Dr. Walter: Der Freiheitsbegriff bei Kant und Schopenhauer. 87 S. Berlin, Hugo Streisand.

Francé, Raoul H.: Die Wage des Lebens. Ein Buch

der Rechenschaft. [Umschlag: Eine Kulturbilanz.] 304 S. Prien, Anthropos-Verlag.

„Worauf es mir ankam, das ist zu zeigen: warum die Geschichte der Kultur eine Kette von Krisen und Leiden ist." Und zwar geschieht dies in einer „neuen Form der Darstellung". Von Schopenhauer ist vor allem die Rede in dem Abschnitt „Besuch bei Goethe" (S. 169 ff.).

Francé, Raoul H.: Zoësis. Eine Einführung in die Gesetze der Welt. III, 59 S. München, Franz Hanfstaengl.

Erweiterte Wiedergabe des Vortrags auf der zweiten Dresdner Tagung: „Schopenhauer und die moderne Naturwissenschaft, unter Berücksichtigung der Einsteinschen Relativitätslehre". — Auf Schopenhauer bezügliche Stellen finden sich ferner — wenn auch nur vereinzelt — in dem an diese „Einführung" sich anschließenden Hauptwerk „Bios. Die Gesetze der Welt" (mit 249 Abbildungen und Tafeln; XI, 292 u. VIII, 313 S.; ebenfalls: München, Hanfstaengl).

Groener, Maria: Schopenhauer und die Juden. (Deutschlands führende Männer und das Judentum. Band I.) 52 S. München, Deutscher Volksverlag.

Kuhn, Dr. med. Robert: Über psychologisch gesunde und kranke Unterrichtsmethoden. Eine Skizze. 36 S. München, R. Oldenbourg.

Schopenhauer wird nicht nur im eigentlichen Text erwähnt, sondern es wird außerdem im Anhang ein größerer Auszug aus seinem Kapitel „Über Erziehung" gegeben.

Mockrauer, Dr. Franz: Anfangsgründe der Philosophie. Vier Vorträge zur allgemeinverständlichen Einführung in den wissenschaftlichen Idealismus, mit 16 Figuren zur Erläuterung, sowie Namen-, Sach- und Fremdwortregister. (Veröffentlichungen der Dresdner Volkshochschule. Herausgegeben von Dr. Karl Reuschel. 3.) VIII, 95 S. Dresden-N., C. Heinrich.

Verfasser sucht die Notwendigkeit und den Wert der Metaphysik aus den Antinomien der bloßen Erfahrungswissenschaft zu erweisen. Er gelangt zu einem transzendentalen Idealismus, der Basis des Schopenhauerschen Systems. Schopenhauers Persönlichkeit, Leben und Bedeutung wird hervorgehoben, zu seiner Lehre aber nur der erste Zugang eröffnet unter Ausschaltung ästhetischer und ethischer Fragen. Die Absicht des Buches ist keine wissenschaftliche, sondern eine volksbildende.

Richert, (Realgymnasialdirektor, M. d. L.) Hans: Scho-

penhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Mit dem Bildnis Schopenhauers. Vierte Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 81.) 126 S. Leipzig, B. G. Teubner.

Gegenüber der vorhergegangenen Auflage bis auf wenige Verbesserungen unverändert. — Vgl. Jahrb. VIII, S. 243!

Sawicki, (Prof.) Dr. Franz: Lebensanschauungen moderner Denker. Vorträge über Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Häckel und Eucken. Drittes und viertes Tausend. VIII, 260 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Vgl. Jahrb. X, S. 142! Bei dieser Erstauflage ist übrigens die Seitenzahl in VIII, 265 abzuändern.

Schlaikjer, Erich: Die Welt der Gestorbenen. Ein Beitrag zu okkulten Problemen. 139 S. Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau [jetzt: Dom-Verlag].

Bringt außer anderen Artikeln auch einen Wiederabdruck der Zeitungsaufsätze, die von diesem Autor unter 1919 mit von uns aufgeführt sind. — Das 4. bis 6. Tausend folgte bereits 1921.

Schwantje, Magnus: Sollen wir jede sogenannte ehrliche Überzeugung achten? Eine Untersuchung der Einwirkung des unbewußten Willens auf die Urteilsbildung. (Nr. 122 der Veröffentlichungen des Bundes für radikale Ethik, e. V., Berlin.) 22 S. Berlin W. 62, Verlag Neues Vaterland E. Berger & Co.

Im Verlaufe seiner Ausführungen setzt der Autor sich auch mit Ansichten Schopenhauers auseinander.

Simmel, Georg: Schopenhauer und Nietzsche. Ein Vortragszyklus. Zweite, unveränderte Auflage. VIII, 263 S. München, Duncker & Humblot.

Erstauflage: 1907.

Simon, (Geh.-R.) Prof. D. Dr. Theodor: Grundriß der Geschichte der neueren Philosophie in ihren Beziehungen zur Religion. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) X, 196 S. Leipzig, A. Deichert.

S. 133—37: Arthur Schopenhauer.

Verweyen, Prof. Dr. J. M.: Neuere Hauptrichtungen der Philosophie. (Die Bücherei der Volkshochschule. Eine

Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten. Band 15.) IV, 82 S. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Im 4. Kapitel („Die lebensphilosophische Richtung") wird auf S. 69 ff. auch Schopenhauer behandelt.

Weber, Jo: Wie lange noch? (Quousque tandem?) Eine Programmschrift zur Neuordnung der Schopenhauergesellschaft. 76 S. Nicht im Handel.

Schmähschrift gegen unsere Vereinigung in einer Auflage von 800 Stück. Erschienen: Innsbruck, Hungerburg.

Wilutzky, Konrad: Die Liebe. Wissenschaftliche Grundlegung der Ethik. II, 37 S. Jena, Eugen Diederichs.

Nach einem Vortrag auf der 5. Generalversammlung (1916). Verschiedene Schopenhauer-Zitierungen.

Eulenberg, Herbert: Schattenbilder. Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland. 54. bis 62. Auflage. XXVIII, 335 S. Berlin, Bruno Cassirer.

Enthält auch einen Essay „Arthur Schopenhauer". — Die 63. bis 67. Auflage kam 1921 heraus (XXVIII, 345 S.); Erstveröffentlichung (XXIV, 315 S.): 1910.

Akademie der Wissenschaften in Wien: Almanach für das Jahr 1920. 70. Jahrgang. 315 S. Wien, Alfred Hölder.

S. 242—54: Deussen-Nekrolog von A. Meinong.

Zeitschriftenartikel.

Höfler, Hofrat (Professor) Dr. A.: Hochschulpädagogisches aus und zu dem Kolleg Schopenhauers Philosophie. (Zeitschrift für Hochschulpädogogik. Vierteljahrsschrift herausgegeben von der „Gesellschaft für Hochschulpädagogik". XI. Jahrgang, Heft 1. Leipzig, K. F. Koehler.)

In der Aprilnummer der „Süddeutschen Monatshefte" (Jahrgang 17, Heft 7; München, Verlag der „Süddtsch. Monatshefte") gab Alfred Mensi-Klarbach eine eingehende Besprechung von Paul Deussens „Die neuere Philosophie von Descartes bis Schopenhauer".

Barthel, Dr. Ernst: Das Verhältnis der Schopenhauerschen zur Goetheschen Farbenlehre. (Archiv für Geschichte der Philosophie. XXXIII. Band, Heft 1 u. 2. Berlin, L. Simion Nachf.)

Galant, S.: Arthur Schopenhauers Theorien über Assoziation, Traum und Irrsinn. (Neurologisches Centralblatt. XXXIX. Jahrgang, Nr. 11. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.)

Walzel, Oskar: Tragik nach Schopenhauer und von heute. (Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 14. Jahrgang, Heft 8. Leipzig, B. G. Teubner.)

Vortrag, gehalten auf der zweiten Dresdner Tagung (1920).

Im „Schopenhauerheft" der „Deutschen Freiheit" (2. Jahrgang, Nr. 35/36; München, Verlag „Deutsche Freiheit") fanden sich folgende Aufsätze: Maria Groener, Die Neue Deutsche Schopenhauergesellschaft, ihre Entstehung und ihre Ziele; Bruno Tanzmann, Die Rettung von Schopenhauers Philosophie für die völkische Erziehung; Armin von Oefele, Aus Schopenhauers politischer Lehre; R. N., Schopenhauer als Dichter; Gret Boresch, Der an Schopenhauer erzogene Erzieher; Gustav Friedrich Wagner, Aus den hinterlassenen Papieren eines Schopenhauerfreundes.

Spitzer, Dr. Leo: Schopenhauer und die Sprachwissenschaft. (Germanisch-romanische Monatsschrift. VIII. Jahrgang, Heft 9/10. Heidelberg, Carl Winter.)

Ein kürzerer Gegenaufsatz dazu — von Max Hermann Jellinek — erschien 1921 unter den „Kleinen Beiträgen" in Heft 7/8 des IX. Jahrgangs derselben Zeitschrift.

Pompecki, Bruno: Alt-Danzig um Goethe. (Die Brücke. 2. Jahrgang, Nr. 2. Danzig-Langfuhr, Brückenverlag.)

Außer manchen anderen wird der Johanna Schopenhauer nebst ihren beiden Kindern gedacht.

Das Silhouetten-Alphabet von Adele Schopenhauer. (Zuerst veröffentlicht 1820). Mit Versen von Rudolf Alexander Schröder. (Das Inselschiff. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlages. Erster Jahrgang, sechstes Heft. Leipzig, Insel-Verlag.)

Zeitungsaufsätze.

Jenisch, Dr. Erich: Goethe, Schopenhauer und Asien (Unterhaltung, Wissenschaft und Kunst, Tägliche Beilage der Ostpreußischen Zeitung, Nr. 29).

Eine ausführlichere Besprechung der beiden ersten Bände der Schopenhauer-Ausgabe von Otto Weiß boten E. Hoffmann (Berliner Tageblatt Nr. 45, Literarische Rundschau), Dr. Heinrich Frenzel (Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 25) und Alfred Mensi-

Klarbach (Der Sammler, Unterhaltungs- und Literaturbeilage der München-Augsburger Abendzeitung, Nr. 52).

Wugk, Franz: Schopenhauer und unsere Sprache (Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 43).

Über die von Franz Mockrauer zusammengestellte Schopenhauer-Mappe (vgl. Jahrb. X, S. 141!) verbreiteten sich eingehend Dr. Hans Taub (Münchener Neueste Nachrichten Nr. 143) und Paul Block (Berliner Tageblatt Nr. 458 — „Repetition des Privatissimums").

Peerdt, Ernst te: Schopenhauer — Schoppenhauer (Düsseldorfer Nachrichten Nr. 214).

Die zweite Dresdner Schopenhauer-Tagung fand Beachtung in Nr. 115—17 der „Sächsischen Staatszeitung", 131—33 der „Dresdner Neuesten Nachrichten", 249, 250 u. 252 des „Dresdner Anzeigers", 171—72 u. 173 Vorabend-Blatt der „Dresdner Nachrichten" und 119 der „Dresdner Volkszeitung" (Beilage „Leben, Wissen, Kunst" — E. Büttner).

Von auswärtigen Blättern gaben darüber einen Bericht die „Vossische Zeitung" (Nr. 260 u. 264), die „Hamburger Nachrichten" (Nr. 259 — Reinhart Biernatzki), die „Frankfurter Nachrichten" Nr. 271 — Agnes Wurzmann), die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 437) und die „Weimarische Landes-Zeitung Deutschland" (Nr. 161).

Über die Gründung der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft brachten eine Notiz die „Hamburger Nachrichten" (Nr. 319), die „Süddeutsche Zeitung" (Nr. 172), die „Schlesische Zeitung" (Nr. 522) und die „Deutsche Zeitung" (Nr. 520).

Fürst, Ludwig: Subjektive Kunst [zum 3. Buch der „Welt"] (Vossische Zeitung Nr. 513).

Über einen Vortrag Dr. Wollfs „Schopenhauer und die Gegenwart" äußerten sich die „Braunschweigische Landeszeitung" (Nr. 322) und der „Braunschweiger Kurier" (Nr. 274).

S......., R. [Salinger, Robert]: Ein Berliner Apostel Schopenhauers. Dr. Otto Lindner zum 100. Geburtstag (Vossische Zeitung Nr. 578).

III.

SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DAS JAHR 1921.

Zusammengestellt von

RUDOLF BORCH (Braunschweig).

Schopenhauer, A.: Aphorismen zur Lebensweisheit. Herausgegeben [mit Einleitung] von Alfred Alexander Fiedler. [Hergestellt für den] Volksverband der Bücherfreunde. III, 202 S. Berlin, Wegweiser-Verlag.

Die Zitate sind ausschließlich deutsch angeführt. — Nur für Mitglieder des Verbandes; durch den Sortimentsbuchhandel nicht beziehbar.

[Schopenhauer:] Världsreflexer. Ett Schopenhauer-brevier. I utdrag och översättning av C. V. E. Carly. Andra upplagan, genomsedd och tillökad. (Berömda filosofer. V.) [Weltreflexe. Ein Schopenhauer-Brevier. In Auswahl und Übersetzung von C. V. E. Carly. Zweite Auflage, durchgesehen und vermehrt. (Berühmte Philosophen. V.)] 269 s. Stockholm, Björck & Börjesson.

„Welt" I in gekürzter Form. Beigefügt ist — wie schon in der 1. Auflage — Schopenhauers Bild aus seinem 21. Jahr. — Vgl. Jahrb. X, S. 134!

Schopenhauer, Arthur: Om döden och det odödliga. Översättning av C. V. E. Carly. Med inledning av fil. D:r John Landquist. Tredje upplagan, genomsedd och tillökad. (Berömda filosofer. I.) [Über den Tod und das Unsterbliche. Übersetzung von C. V. E. Carly. Mit Einleitung von Dr. phil. John Landquist. Dritte Auflage, durchgesehen und vermehrt. (Berühmte Philosophen. I.)] 96 s. Stockholm, Björck & Börjesson.

„Welt" II, Kapitel 41. Von S. 91—96 ergänzende Zusätze aus anderen Fundorten. Beigegeben findet sich eine Abbildung der Büste von Schierholz. Die 2. Auflage (ebenfalls: 96 s.) kam 1917 heraus; über die 1. vgl. Jahrb. II, S. 236! Diese beiden früheren Auflagen waren mit Altersbildnissen von Schopenhauer versehen.

Das Erbe. Ein deutsches Lesebuch. Herausgegeben von Tim Klein. Mit 88 Abbildungen nach Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten. 363 S. München, R. Piper & Co.

Bringt auf S. 147—49 Bruchstücke aus § 35 und 71 des ersten Bandes der „Welt".

Schopenhauer, Adele: Tagebuch einer Einsamen. Herausgegeben von Prof. Dr. H. H. Houben. [Mit 8 Bildnissen.] XVI, 285 S. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

Gibt die Aufzeichnungen von März 1823 bis Februar 1826 wieder, während die 1909 von Kurt Wolff im Insel-Verlag herausgegebenen Tagebücher die Zeit von Mai 1816 bis April 1817 und von Oktober 1818 bis August 1822 umspannen. Ein von Anmerkungen begleitetes Register (S. 225—85) beschließt das Buch.

47. Autographen-Versteigerung ... im Auftrage von Leo Liepmannssohn, Antiquariat, Berlin SW. 11 ... 86 S. [Nebst einer Notenbeilage.]

Verzeichnet auf S. 76 als Nr. 765 einen Brief Elisabeth Neys an Schopenhauer vom 11. August 1860, als Nr. 766 u. 767 zwei Briefe der Schwester an Louise Kirsten, spätere Wolff, und als Nr. 768 ein Gedicht Adelens.

Bastiné, Studienrat Wilhelm: Schopenhauer. [Auf S. 19—34 enthalten in: Große Männer. Geisteshelden aller Völker und Zeiten. Dritter Band. 96 S. Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften und Bücher, Berlin-Wilmersdorf (Auslieferung durch: Leonhard Simion Nachf., Berlin).]

Bergmann, (Prof.) Ernst: Die Erlösungslehre Schopenhauers. (Philosophische Reihe. Herausgegeben von Dr. Alfred Werner. 27. Band.) 96 S. München, Rösl & Cie.

Mit einer Erörterung über das Thema „Schopenhauer und Meister Eckhart" schließt das Buch.

Birjukow, P. J.: L. N. Tolstoj. Biographija. 1—3. (Russkaja biblioteka. T. 30—32.) [L. N. Tolstoj. Biographie. Bd. 1—3. (Russische Bibliothek. Bd. 30—32.)] 572, 675 i, 611 str. Berlin, J. Ladyschnikow.

Mit 3 Bildnissen. 3. Auflage. — Der 2. und 3. Band ist wichtig für das Verhältnis Tolstojs zu Schopenhauer. Vgl. auch Jahrb. I, S. 25 ff.!

Drews, (Prof.) Arthur: Geschichte der Philosophie. VIII. Die Philosophie im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. (Sammlung Göschen. 845.) 155 S. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Auf S. 29 ff. werden als Anhänger Schopenhauers behandelt: Frauenstädt, Mainländer, Bahnsen, Hellenbach, Du Prel, Deussen und Karl Peters. — Vgl. Jahrb. V, S. 228!

Güttler, (Prof.) Dr. C.: Einführung in die Geschichte der Philosophie seit Hegel. 157 S. München, Ernst Reinhardt.

S. 33 ff.: „Anhänger Schopenhauers".

Hertz, Wilhelm: Goethes Epigramme „Grabschrift" und „Lähmung". Ein Beitrag zum Thema: Goethe und Schopenhauer. (Mit einer Tafel). [Auf S. 61—70 enthalten in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Achter Band. IV, 242 S. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.]

Höffding, (Prof.) Dr. Harald: Geschichte der neueren Philosophie. Eine Darstellung der Geschichte der Philosophie von dem Ende der Renaissance bis zu unseren Tagen. Erster und zweiter Band. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt von F. Bendixen. Zweite Auflage. XVI, 532 u. VI, 580 S. Leipzig, O. R. Reisland.

Band II, S. 219—41: Die Philosophie der Romantik als pessimistische Lebensanschauung. Arthur Schopenhauer. — Erstauflage: 1895—96.

Kramer, Dr. Franz: Repetitorium der Geschichte der Philosophie (von Fichte bis Wundt). (Wissenschaftliche Repetitorien. 7.) VII, 83 S. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

S. 28—33: Schopenhauer.

Nietzsche, Friedrich: Schopenhauer azélet mestere. (Schopenhauer als Erzieher). Forditotta: Varró István. 150 l. Budapest IV, „Világirodalom".

Wörtlich heißt die ungarische Überschrift auf deutsch: Schopenhauer, der Meister des Lebens.

Oehlke, Waldemar: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlagen, dargestellt. Mit zwei Tafeln. XI, 711 S. Halle, Max Niemeyer.

In Kapitel VII: „Die neue Weltanschauung" findet sich unter 2 (S. 320 ff.): „Arthur Schopenhauers Leben" und unter 3 (S. 327 ff.): „Schopenhauers Weltanschauung". — Vgl. unter 1919!

Oehlke, (Prof.) Dr. Waldemar: Schopenhauers Ideenlehre. (Philosophische Reihe. Herausgegeben von Dr. Alfred Werner. 5. Band.) 130 S. München, Rösl & Cie.

Petsch, Robert: Deutsche Dramaturgie. I. Von Lessing bis Hebbel. Zweite, neubearbeitete Auflage. LVI, 194 S. Hamburg, Paul Hartung.

Über Schopenhauer: S. XXXVII f. Außerdem drei Abschnitte aus seinen Werken auf S. 81 ff. — Die 1. Auflage des Buches erschien 1912 bei Georg Müller & Eugen Rentsch in München als 11. Band der von O. Walzel geleiteten Sammlung „Pandora".

Rehmke, (Prof.) Dr. Johannes: Grundriß der Geschichte der Philosophie. VII, 261 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

S. 232—39: Arthur Schopenhauer (1. Die Weltanschauung. 2. Die Lebensauffassung). — 1896 kam die 1. Auflage und 1912 die 2. heraus.

Strecker, Karl: Eine humoristische Tafelstunde. Streifzüge durch die lustige Weltdichtung. (Nummer 36 der Zellenbücherei.) 92 S. Leipzig, Dürr & Weber.

Auch auf die Humorauffassung Schopenhauers, über die Strecker schon mehrfach schrieb, wird hier eingegangen.

Sturm, Justizrat Dr. A.: Kant, Schopenhauer, Nietzsche und deren Wirkung auf das deutsche Gemüt. Eine psychologische Studie. (Die Bücher der Zeit. Nr. 24.) 19 S. Langensalza, Wendt & Klauwell.

Der Autor ist ein Sohn des Dichters Julius Sturm und veröffentlichte im übrigen bereits rechtspsychologische Schriften, sowie Gedichte.

Vorländer, Karl: Volkstümliche Geschichte der Philosophie. VIII, 316 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.

Das Buch ist bestimmt „für den freidenkenden Mann aus dem Volke, der für die großen Weltanschauungsfragen interessiert ist". Schopenhauer: S. 246 ff. — Vgl. unter 1920!

Wundt, Wilhelm: Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. 26.—30. Tausend. 154 S. Stuttgart, Alfred Kröner.

In Kapitel V: „Der deutsche Idealismus" wird auf S. 107—13 von Schopenhauer gesprochen. — Erstveröffentlichung: 1916; das 16. bis 25. Tausend folgte 1918.

Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert bis zum Beginn des Weltkrieges. 7. Auflage: Volksausgabe: 24. bis 30. Tausend. [Mit 4 Bildnissen, darunter das Schopenhauers nach A. Goebel.] VIII, 607 S. Berlin, Georg Bondi.

Über Schopenhauer und dessen Auswirkungen: S. 293 ff. — 21. bis 23. Tausend (VIII, 636 S.): 1916; vgl. im übrigen Jahrb. V, S. 227 f.!

Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Raymund Schmidt. Erster Band: Paul Barth / Erich Becher / Hans Driesch / Karl Joël / A. Meinong / Paul Natorp / Johannes Rehmke / Johannes Volkelt. Zweiter Band: Erich Adickes / Clemens Baeumker / Jonas Cohn/Hans Cornelius / Karl Groos / Alois Höfler / Ernst Troeltsch / Hans Vaihinger. [Mit 16 Bildnissen.] VIII, 228 und II, 203 S. Leipzig, Felix Meiner.

Besondere Beschäftigung mit Schopenhauer heben hervor, bzw. lassen erkennen: Driesch, Joël, Meinong, Volkelt, Adickes, Cornelius, Groos, Höfler und Vaihinger.

Systematische Philosophie. Von W. Dilthey · A. Riehl · W. Wundt · H. Ebbinghaus · R. Eucken · Br. Bauch · Th. Litt · M. Geiger · T. K. Österreich. Dritte durchgesehene Auflage. (Die Kultur der Gegenwart. Teil I. Abteilung VI.) X, 408 S. Leipzig, B. G. Teubner.

Schopenhauer wird an vielen Stellen erwähnt; die Hauptstelle befindet sich S. 117 f. im Abschnitt „Metaphysik" von W. Wundt. — Die 1. Auflage erschien 1907, die 2. 1908.

Gründungsbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft. (Erste Veröffentlichung der Neuen Deutschen

Schopenhauer-Gesellschaft.) Herausgegeben von Johann Emil Weber (Gründer der N. D. Sch.-G.). [Mit 4 Bildnissen.] VIII, 83 S. Innsbruck, im Selbstverlag der N. D. Sch.-G. [Auch für Nichtmitglieder durch den Sortimentsbuchhandel erhältlich.]

Inhalt: Johann Emil Weber, Vorwort; Geheimrat Georg Fritz, Erlösung [Gedicht]; Paul Deussen, „Über die Philosophie des Vedanta in ihrer Verwandtschaft zu Abendländischer Metaphysik", Bruchstück aus der Einleitung und der Cosmologie (Kap. II), aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Frau Maria Groener; Gustav Friedrich Wagner, Zur Entstehungsgeschichte der Kritik der reinen Vernunft, aus dem Nachlaß G. F. Wagners herausgegeben und bearbeitet von Johann Emil Weber [vgl. Jahrb. I, S. 62 ff.!]; Ernst Haeckel und Schopenhauer [Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Haeckel und G. F. Wagner]; Vier Stücke aus den Dichtungen des Namenlosen [J. E. Weber?], im Hinblick auf die vier Teile der Welt als Wille und Vorstellung für das Gründungsbuch ausgewählt von Frau Maria Groener; Abdrucke aus Zeitungen und Zeitschriften; Geschäftliches.

Heyse, Paul: Kinder der Welt. Roman in sechs Büchern. Mit dem Bilde des Dichters. 31.—35. Tausend. III, 364 u. I, 334 S. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.

Gibt ein anschauliches Bild von Schopenhauers Wirkung auf die nach seinem Ableben heraufkommende Generation. — Erstveröffentlichung: 1873.

Mann, Thomas: Einkehr. [Auf S. 209—28 enthalten in: Den Manen Friedrich Nietzsches. Weimarer Weihgeschenke zum 75. Geburtstag der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche... Herausgegeben von Max Oehler. V, 229 S. München, Musarion-Verlag.]

Verkürzter Wiederabdruck eines Aufsatzes aus den „Betrachtungen eines Unpolitischen" (vgl. unter 1918!). Th. Mann schildert hier, unter welchen Umständen er zuerst Schopenhauer studierte, und welche Bedeutung diese Lektüre für seine „Buddenbrooks" gewann.

Zeitschriftenartikel.

Carstenn, Max: Goethe, Kant, Schiller, Schopenhauer in ihrer Stellungnahme zu dem „Sinn des Lebens". Grundlinien eines Vortrages. (Ostdeutsche Monatshefte für

Kunst und Geistesleben. 1. Jahrgang, Heft 10. Danzig, Verlag der „Ostdtsch. Monatshefte“.)

Ein „Schopenhauer-Sonderheft“, das die Zeitschrift „Neues Leben. Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt“ veröffentlichte (15. Jahrgang, 8. Heft; Sontra, Verlag Frei-Deutschland), brachte Folgendes: Heinz Storm, Schopenhauer und die Deutschgläubige Gemeinschaft; Maria Groener, Die Deutung der Edda durch Schopenhauer; Entstehung und Ziele der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft; Welche Ausgabe der Werke Schopenhauers kaufe ich mir?; Welche Bücher über Schopenhauer sind empfehlenswert?

In zwei ausführlichen Aufsätzen zur Klärung über den derzeitigen Sachverhalt auf dem Gebiet der Schopenhauer-Ausgaben äußerten sich in Heft 4 des XXV. Bandes der „Kant-Studien“ (Berlin, Reuther & Reichard) Dr. Franz Mockrauer betreffs der Deussen-Edition und Alfred Mensi-Klarbach bezüglich der von Otto Weiß.

Wundt, Max: Schopenhauer — sein Kreis und seine Werke. Bemerkungen zur gegenwärtigen Lage und zu künftigen Aufgaben der deutschen philosophischen Bewegung. (Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus. 2. Band, 1. Heft. Erfurt, Verlag der Keyserschen Buchhandlung.)

Auch die „Bundesnachrichten“, die im Auftrage des „Mücke-Bundes“ das Arbeitsamt der Arndthochschule, Berlin, herausgibt, boten ein „Schopenhauer-Sonderheft“ (Scheiding / September 1921), aus dem hier zu nennen ist: Frau Maria Groener, Vom deutschen Heldentum [Schopenhauer]; Otto Kabisch, Pflicht und Liebe [zu Schopenhauer]; Constantin Großmann, Schopenhauer der Treue und Wahrhaftige; Schopenhauerworte für die deutsche Jugend.

Mit den Ansichten unseres Denkers über Staatsformen beschäftigen sich zwei Aufsätze im Novemberheft (XXIII. Jahr, Nr. 577—82) der von Karl Kraus herausgegebenen Zeitschrift „Die Fackel“ (Wien III/2, Verlag „Die Fackel“), nämlich: „Monarchie und Republik“ und „Meine Widersprüche“.

In einem Beitrag „Ungedruckte Briefe Goethes und Schillers“ (Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. 24. Jahrgang, Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) wurde von Friedrich Hirth ein am 13. April 1810 an Johanna Schopenhauer gerichtetes Schreiben Goethes mitgeteilt.

Wieacker, Eberhard: Arthur Schopenhauers Mutter. (Zeitschrift für Literatur. Herausgegeben von der Lehrer-Ver-

einigung für Literatur, Braunschweig. 11. Jahrgang, 4. Heft. Braunschweig, E. Appelhans & Co.)

Zeitungsaufsätze.

Über einen Vortrag Prof. Dr. Friedrich Kuntzes von der Berliner Universität, der Schopenhauers Philosophie zum Gegenstand hatte, schrieb in Nr. 2 die „Nordhäuser Zeitung".

Wugk, Franz: Schopenhauer und der „Wiederaufbau". Zu Schopenhauers Geburtstag (Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 44).

Einen Bericht über die Vortragsreihe von Prof. Dr. Heinrich Scholz: „Die Weltanschauung des Pessimismus" boten die „Kieler Zeitung" in Nr. 161, 164, 170 u. 176, sowie die „Kieler Neuesten Nachrichten" in Nr. 89.

M....: Schopenhauer über die Monarchie (Der Reichsbote, Sonntags-Blatt Nr. 4).

St—g, J.: Schopenhauer über die Franzosen (Mecklenburger Nachrichten Nr. 87).

Ob Schopenhauer als „deutschvölkischen Philosophen" sich in Anspruch nehmen läßt, rief einen Streit hervor zwischen Prof. G. A. O. Collischonn (Deutsche Zeitung Nr. 284, 286, 368 u. 370, Unterhaltungsbeilagen) und Prof. Dr. Julius Goldstein (Frankfurter Zeitung Nr. 517).

Knatz, Karlernst: Schopenhauer und — Teilirian (Deutsche Tageszeitung Nr. 298, Unterhaltungsbeilage).

Ein Aufsatz von Abel Hermant: „La vie à Paris" (Le Temps N°. 21 882) brachte außer anderen auch die Abschnitte: „Le pessimisme environ 1880 et aujourd'hui" und „Le nommé Schopenhauer".

Von einem Vorlesungsabend „Also sprach Schopenhauer" (veranstaltet von der Dresdner Ortsgruppe, Vorlesung durch Dr. Waldemar Staegemann) las man in Nr. 225 der „Dresdner Neuesten Nachrichten" und in Nr. 452 der „Dresdner Nachrichten".

Innerhalb einer Beitragsreihe „Danziger Kinder" von Walther Domansky wurde „Arthur Schopenhauer" behandelt in Nr. 38 der Beilage „Volkstum und Heimat" der „Danziger Neuesten Nachrichten".

Friedlaender, Dr. S.: Wie ich Schopenhauer lesen lernte (Frankfurter Zeitung Nr. 767).

Über die zweite Generalversammlung in Schopenhauers Sterbeort äußerten sich eingehend „Das Mittagsblatt" (Nr. 242, 243 u. 246), die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 770 u. 776), die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 441, 445 u. 457 — Hans Taub), die „Frankfurter Nach-

richten" (Nr. 533 — Werner Deubel) und der „Vogtländische Anzeiger" (Nr. 248 u. 249 — Dr. Kurt Krippendorf).

Wurzmann, Leo: Schopenhauer als Lebensretter (Frankfurter Zeitung Nr. 773 und Magdeburgische Zeitung Nr. 804).

M.... [Mensi], A. v.: Die Krisis in der Schopenhauer-Gesellschaft (Münchener Zeitung Nr. 287).

Über das Gründungsbuch der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft.

Das neu eingerichtete Schopenhauer-Museum in Frankfurt wurde beschrieben in Nr. 247 des „Mittagsblatt", 537 der „Düsseldorfer Nachrichten", 789 der „Frankfurter Zeitung", 491 des „Berliner Tageblatt", 495 des sogen. schwarzen „Tag", 504 des „Hannoverschen Kurier", 753 der „Weser-Zeitung", 524 der „Hagener Zeitung", 547 der „Vossischen Zeitung", 313 des „Darmstädter Tagblatt", 266 der „Flensburger Nachrichten" und 274 des „Pester Lloyd".

Hazett: Schopenhauer (Tägliche Rundschau Nr. 570).

Anläßlich des 85. Geburtstages (2. Mai) des Schopenhauerianers Alfons Bilharz wurde in eingehender Weise dessen Lebenswerkes gedacht (Süddeutsche Zeitung Nr. 102).

Brausewetter, Artur: Die Familie Schopenhauer in Danzig (Der Gesellige, Beilage „Ost-Heimat" Nr. 6).

Stettenheim, Dr. L.: Die Liebe der Adele Schopenhauer (Hannoverscher Kurier Nr. 37, Beilage „Die Unterhaltung").

Müller, Clärchen: Louis Stromeyer und Adele Schopenhauer (Hannoverscher Kurier Nr. 98, Beilage „Die Unterhaltung").

Andro, L.: Von einem häßlichen Mädchen [Adele Schopenhauer] (Neues Wiener Tagblatt Nr. 100).

BESPRECHUNGEN.

BESPRECHUNGEN.

Challemel-Lacour, „Ein Gespräch mit Schopenhauer", aus: Studien und Betrachtungen eines Pessimisten. Einzig autorisierte Ausgabe. Übersetzt von M. Blaustein. Hermann Seemann Nachf., Leipzig, 1902. 259 S.

Gegen Ende des Jahres 1901 erschien bei H. Seemann Nachf. in Leipzig die deutsche Ausgabe eines Buches — als Erscheinungsjahr ist 1902 angegeben —, das betitelt ist: „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten" und den im Jahre zuvor verstorbenen Challemel-Lacour zum Verfasser hat. Der Grund, weshalb dieses Buch erst nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, liegt nicht darin, daß der Tod etwa, wie man so schön zu sagen pflegt, dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen hat, sondern es erklärt sich so, daß der in dem Titel bezeichnete Pessimist und der Verfasser eine und dieselbe Person sind: Challemel war Pessimist — daher verschmähte er es, gute und eigene Gedanken an seine Mitmenschen zu verschwenden. Wohl aber bereitete es ihm Freude und Genuß, seine Gedanken für sich selbst schriftlich niederzulegen und durch lange Jahre hindurch immer wieder daran zu feilen, bis er sie in die feinst geschliffene Form gebracht hatte. — Der Verfasser hat eine lange Regierungslaufbahn durchgemacht, vom Rhône-Präfekten bis zum Minister des Äußeren und Präsidenten des Senates der französischen Republik. Seine Studien und Betrachtungen sind zur Zeit des Kaiserreiches in den Jahren 1861—1869 entstanden. Während er Gesandter in London war, untersagte er in seinem Testament die Drucklegung seiner Schriften, unter denen sich u. a. auch eine Übersetzung Leopardis befand. Später vernichtete er dieses Testament, und über seine Schriften fand sich bei seinem Tode keine Bestimmung vor. Da sie druckfertig waren, so hielten sich zwei Freunde des Verfassers, deren einer, Josef Reinach, das Vorwort geschrieben hat, für berechtigt, sie zu veröffentlichen. Die vorzügliche deutsche Übersetzung ist von M. Blaustein. Den Inhalt des Buches bilden außer Betrachtungen über verschiedene Fragen aus dem Gebiete der Philosophie und Religion eine Reihe von Essays über Geisteshelden, die dem Empfinden und der Denkrichtung des Verfassers besonders lagen: Shakespeare, Swift, Shelley, Byron, Leopardi, Pascal, Chamfort, Heinrich Heine. Der Mann jedoch, mit dem sich der Verfasser am ausführlichsten beschäftigt, ist Schopenhauer.

Ich glaube nicht, daß eine große Nachfrage nach dem Buche gewesen ist, denn genau 20 Jahre, nachdem ich es durch Zufall im Buchgewerbemuseum zu Leipzig kennen gelernt hatte, sah ich eine ganze Anzahl von Restexemplaren der ersten Auflage in einem Düsseldorfer Warenhause zum Friedenspreise ausliegen. Obwohl das Buch von einem nachdenklichen Manne von feinster Kultur geschrieben ist, würden mich seine großen Vorzüge allein noch nicht veranlassen, seiner hier und

jetzt noch Erwähnung zu tun. Aber ein zwingender Grund liegt doch vor, den Namen Challemel-Lacours im Schopenhauer-Jahrbuch festzuhalten, denn er ist es recht eigentlich gewesen, der Schopenhauer für Frankreich entdeckt hat. Am 15. März 1870 brachte die Revue des deux Mondes einen Aufsatz Challemels, betitelt: Un Bouddhiste contemporain en Allemagne. Zwar hatte Foucher de Careil bereits 1862 eine Studie über „Hegel und Schopenhauer" verfaßt, die jedoch nur bei einem kleinen Kreise Gebildeter Beachtung gefunden hatte[1]; aber Challemels Aufsatz erregte geradezu Aufsehen. „Challemel wurde in Wahrheit der Columbus", sagt der Herausgeber, „der für Frankreich die neue Welt Schopenhauers entdeckte, das ungeheure Amerika der Hoffnungslosigkeit und des Zweifels." Wodurch der Aufsatz Challemels besonders reizvoll wird, ist der Umstand, daß der damals jugendliche Verfasser den greisen Philosophen im Herbst 1859 in Frankfurt aufgesucht hat. Die „Studien und Betrachtungen" enthalten jene 1870 veröffentlichte Mitteilung über den „zeitgenössischen Buddhisten in Deutschland"[2], dazu ein weiteres Kapitel „Aus der Gedankenwelt Schopenhauers" und eine kurze Kritik als „Epilog des Verfassers". Der erste dieser drei Teile ist auf Grund der persönlichen Begegnung des Verfassers mit Schopenhauer geschrieben. Grisebach meint zwar, daß das „lange Abendgespräch wohl meist Challemels Phantasie entsprungen ist".[3] Aber selbst wenn nicht alles so besprochen ist, wie wir es heute in dem Buche lesen, so tut das seinem Werte keinen Abbruch. Auf das, was man wissenschaftliche Genauigkeit nennt, macht es ja auch keinen Anspruch; dafür enthält es aber unendlich viel mehr, indem es uns auf Grund eigenen Erlebens ein Bild von der Persönlichkeit Schopenhauers zeichnet, wie ich packender und bezwingender noch keines gefunden habe. Diese wundervolle Zeichnung des alten Weisen ist enthalten in einem weiteren Kapitel, das betitelt ist: „Ein Gespräch mit Schopenhauer". Der Zeit nach liegt die Niederschrift dieses Gespräches übrigens vor der Abfassung jener in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Schopenhauer-Studie, denn in diese sind mehrfach ganze Sätze aus jenem Gespräche übernommen. Der Herausgeber sagt: „Die in der Revue des deux Mondes erschienene [Studie] enthält nur ein Résumé, das vielleicht kräftiger ist, aber nicht im selben Grade den Eindruck des Milieus und dieser Begegnung gibt, die noch einmal historisch werden wird." In dieser unendlich fesselnden Schilderung des Milieus liegt in der Tat der ganz eigenartige Zauber, der den Leser unwiderstehlich in seinen Bann zwingt.

Das Gespräch hat sich um die Metaphysik der Geschlechtsliebe gedreht. Während sich jenes berühmte Kap. 44 im II. Bande der W. a. W. u. V. trotz der Ungewöhnlichkeit des Gegenstandes und der überraschen-

[1] Grisebach: Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, 2. Aufl., S. 105 und 156, Nr. 18. — [2] Ebenda, S. 107 ff. und 156, Nr. 19.

[3] Ebenda, S. 164.

den Neuartigkeit des Gedankens hinsichtlich des ruhigen, sachlichen Vortrages nicht von der sonstigen Darstellungsweise Schopenhauers entfernt, da er seinen Gegenstand ganz und gar mit dem nachdenklichen, tiefen Ernst des Philosophen behandelt [„Die Sache hat sich mir objektiv aufgedrungen und ist von selbst in den Zusammenhang meiner Weltbetrachtung getreten", Werke II. 608), so erscheint uns der Gegenstand bei Challemel durch das Medium des Geistes eines Künstlers und Dichters hindurchgegangen zu sein. Voll von dem Zauber beseligender Liebe und gewohnt, um Schopenhauers eigene Worte zu gebrauchen, „in den sublimsten und ätherischesten Bildern" „die überschwänglichen Gefühle auszudrücken" [ib.], ist der jugendliche Besucher „einem Manne begegnet, der kühn genug war, Hand an dieses letzte Trugbild zu legen. Jedesmal, wenn ich mich seiner Worte erinnere, durchläuft mich ein mir wohlbekannter Schauer vom Kopf bis zu den Füßen, als wenn ein eisiger Luftzug aus der halb geöffneten Pforte zum Nichts über mich hinwegwehe". „Nie werde ich den Abend dieser Begegnung vergessen. Es war in der räucherigsten Bierstube Frankfurts", wo „die frevlerischen Beschwörungen des mitleidslosen Greises" auf ihn einstürmten. „Der alte Deutsche, dem ich mich durch Zufall genähert, und der, entgegen seiner gewöhnlichen Schweigsamkeit, sich an jenem Tage darin gefiel, den teuflischen Zauber seiner Rede an mir zu versuchen, sprach in diesem Lärm mit ruhiger, leiser Stimme. Sein Blick atmete Frieden und Gewißheit, errungen durch ein vierzigjähriges Nachsinnen. Auf seiner breiten, klaren Stirn leuchtete die unerschütterliche Heiterkeit des Gerechten, der in seinem Glauben entschlummert. Er war weder traurig noch lustig, er schien nie gehaßt oder geliebt zu haben. Nur ein schönes Windspiel lag zu seinen Füßen, mit dem Kopf auf seinem Knie und öffnete von Zeit zu Zeit die Augen, wie um eine Liebkosung zu erbitten. Dann strich der alte Deutsche mit der Hand über den Rücken des Hundes, und dies mit einer Liebe, in der eine großartige Beleidigung für die Menschen lag." „Ich fühlte, wie Erstarrung mich ergriff in dem Maße, als ich ihm ins Leere folgte, dessen schauriger Horizont immer weiter vor mir zurückwich." Mit schonungsloser Hand hebt der alte Weise vor seinem fassungslosen Gaste einen Schleier nach dem andern von den schlau verborgenen Geheimnissen der Natur und beweist ihm, wie alle Liebenden, indem sie die Wonnen der Seligkeit zu erleben vermeinen, „zu gleicher Zeit die Werkzeuge, die Makler und die Gefoppten" der Natur sind.

Ich kann hier nur wenige Proben geben. Aber das packende Bild des Weisen, die erschütternde Einsamkeit seines im Hasse wie im Mitleid großen Herzens, die dem Genie immanente Tragik, die sich ergibt aus dem Widerspruch zwischen der körperlichen Erdgebundenheit und dem geistigen Hinunterdringen in die tiefsten Tiefen der Natur durch intuitives Erahnen und Erfühlen des mystischen Reiches der Mütter: das ist es, was dieses „Gespräch" Challemels in unnachahmlicher und unerreichter Meisterschaft widerspiegelt. Es ist, als hätten sich bei unserm Philo-

sophen an jenem Abend, ein Jahr vor seinem Tode, die Schleusen seines durch Natur und Gewohnheit fest verkrampften Herzens einmal weit geöffnet, um zu eigener Erleichterung herauszulassen, was sich in langen Jahrzehnten der Vereinsamung an bitterer Einsicht in die Kläglichkeit, Erbärmlichkeit und Unzulänglichkeit des menschlichen Lebens darin angesammelt hatte. Und als wäre es ihm schwer gefallen, das einmal mitteilsam gewordene Herz wieder zum Schweigen zu bringen, berichtet Challemel über den Schluß der Unterhaltung: „Der alte Philosoph erhob sich. An einer fast unmerklichen Bewegung seiner Lippen glaubte ich zu erraten, daß er sich zwang, seine Gedanken zurückzudämmen, als ob er uns nicht alles sagen dürfte und schweigend ein innerliches Gespräch fortsetzte. Ich fand diese Zurückhaltung etwas spät und sah nicht ein, warum er jetzt schweigen wollte, nachdem er so viel gesagt. Er jedoch verlor sich schnell in einer dunklen Straße und hatte ganz vergessen, daß es selbst unter Philosophen üblich ist, einander «Guten Abend» zu wünschen."

Mag sich in Challemels meisterhaft geschriebenem Essay Dichtung mit Wahrheit mischen, so bleibt es ein dankenswertes Verdienst, eine psychologisch auf das feinste durchdachte Charakteristik des greisen Frankfurter Philosophen gegeben zu haben, die uns den heiligen, verantwortungsschweren Ernst spüren läßt, mit dem Schopenhauer seinen Beruf als Weltergründer auffaßte. Wenn, wie Falckenberg in seiner Gesch. der neueren Philos. [8. Aufl., S. 493] sagt, die Geschichte der Philosophie kein System aufzuweisen hat, „das in gleichem Maße Abdruck und Spiegel der Persönlichkeit des Philosophen wäre wie das Schopenhauersche", so fällt wiederum von dieser unendlich anziehenden Verlebendigung der Schopenhauerschen Persönlichkeit ein bezeichnendes und bedeutungsvolles Licht auf die tiefgründige Lebensarbeit des Philosophen. Challemels Aufsatz ist eine Studie, die verdiente, im Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft eine bleibende Stelle zu finden.

Düsseldorf. Dr. BRUNO SIBURG.

Dr. phil. Sophus Hochfeld, Das Künstlerische in der Sprache Schopenhauers. Johann Ambrosius Barth, Leipzig, 1912. XII, 190 S.

Daß die große Wirkung Schopenhauers auf den *homo europaeus* zu einem nicht geringen Teil auf seiner lebendigen, oft an höchste Kunst gemahnenden Darstellung und Sprache beruht, bedarf wohl für keinen seiner Leser einer näheren Begründung. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der Autor sich in dieser anziehend geschriebenen, kurzen, aber inhaltsreichen und sorgfältig disponierten Schrift das Ziel steckt, durch methodische Untersuchung sich Rechenschaft darüber zu geben, „worin das Künstlerische in der Sprache Schopenhauers besteht" (S. 4). Die Schwierigkeit, einen entsprechenden Maßstab für die Beurteilung

derselben zu finden, löst er in durchaus origineller Weise, indem er Schopenhauer vor dessen eigenes Forum führt und an Hand vieler Belege zeigt, wie letzterer durchaus in hohem Maße das alles selbst besitzt, was er von einem guten Schriftsteller verlangt, nämlich: Objektivität, Gedankenreichtum, Lateinbildung, ferner Einfachheit, Prägnanz, Deutlichkeit und Naivität der Sprache, desgleichen Verständnis für die große Bedeutung des Rhythmus, des Vergleichs und des Epithetons. Hierauf analysiert er, um die Schönheit des Schopenhauerschen Stils „ins rechte Licht zu setzen", mit großer Sorgfalt und Behutsamkeit einige ausgewählte Stellen und macht uns aufmerksam auf den *parallelismus membrorum*, die „sicher gewollten" (?) Alliterationen und — vielleicht noch nicht genug — auf den Rhythmus, das spezifisch Musikalische der Sätze. Den nun folgenden kürzeren zweiten und zugleich letzten Hauptteil des Buches beherrscht die Frage: „Was fesselt uns an seine Werke, daß wir sie nicht lassen können?" (S. 67). Es wird hingewiesen auf Schopenhauers Wortreichtum, seine Steigerung der Epitheta, vor allem aber auf die Variabilität seines Tones. Da ist zunächst sein rein philosophischer Stil: „klar, bestimmt, durchsichtig", von heiligem Ernst getragen. Dann der zarte innige Ton der Gedichte, die wirklichen poetischen Wert besitzen, vor allem der „Morgen im Harz" (?). Ferner der mystische Ton mit seiner „Innigkeit, Tiefe, Reinheit". Mit Recht ruft der Verfasser, Schopenhauer gegen seelisch Blinde verteidigend, hier aus: „Man zeige oder nenne mir einen schlechten Menschen, der in solchen Tönen von dem Frieden der Heiligen sprechen kann!" (S. 72.) Mit am anziehendsten aber sind die Ausführungen über Schopenhauers Witz. Nur ist zu bedauern, daß der Verfasser auf Schopenhauers Humor — der Moebius einst so herzhaft lachen ließ und den er an Nietzsche so sehr vermißte — nicht gesondert eingegangen ist, ihn überhaupt gar nicht erwähnt. Alle Witze Schopenhauers seien mehr oder minder boshaft. So z. B., wenn er von der „gedeihlichen Wirksamkeit der Philosophieprofessoren auf den Universitäten" spricht oder einen „Hegelianischen Professor" schildert „... mit ... dem matten Herzschlag, den trüben, spähenden Augen, den stark entwickelten Freßwerkzeugen, der stockenden Rede und dem schwerfälligen, schleppenden Gange, als welcher Takt hält mit der Krötenagilität seiner Gedanken". (D IV 220, 28—31.) Ich glaube, es wird kaum einen phantasiebegabten Leser geben, der bei dem Worte „Krötenagilität" nicht hell auflacht. Mit Recht also erinnert der Verfasser daran, daß Schopenhauer selbst im „Schimpfen, Schmähen (?), Poltern meist witzig bleibt", und mit wirklicher Wärme verteidigt er ihn gegenüber all denen, die sein urwüchsiges Schimpfen abstößt und für die es der Anlaß zu einer negativen Gesamtwertung wird. Das Scheltwort sei für Schopenhauer eine Waffe „im Kampfe ums Dasein" gewesen, hätte ihn angesichts der völligen Ignorierung durch seine Zeitgenossen davor bewahrt, den Glauben an sich selbst zu verlieren. Wer dies bezweifelt,

den möchte ich nur auf die §§ 642, 661, 692 in Band IV des von Grisebach herausgegebenen Nachlasses hinweisen. Auch wäre meines Erachtens zu betonen, daß Schopenhauer eigentlich nie wider besseres Wissen schimpfte, sondern stets nur seiner ehrlichen Entrüstung über „das Kröten- und Ottern-Gezücht" (§ 640) möglichst adäquaten Ausdruck zu verleihen suchte, stets bloß das sagte, was nach seiner felsenfesten Überzeugung wirklich vorlag. Wie ja überhaupt die große Ehrlichkeit das vielleicht hervorstechendste Kennzeichen des Schopenhauerschen Stiles ist. Auch der Verfasser würdigt diesen „freien, furchtlosen, unverblümten, ehrlichen" Charakterzug der Sprache Schopenhauers, aber nur ganz kurz, in wenigen Zeilen. Eine eingehende Untersuchug widmet er aber dafür der Schopenhauerschen Periode, welche er „nicht selten schwer, geschraubt, unnatürlich, verzwackt" findet. Er gedenkt jenes „verunglückten" Satzes, der mit seinen 430 Wörtern bei Frauenstädt 49 Zeilen füllte (D III 294, 15—295, 25). „Natürlich — ruft er aus — schreiben seine Nachfolger besser. Er war ja doch immer noch ein Kind seiner Zeit, hatte größere Schwierigkeiten zu überwinden als wir, die wir unsern Stil an Mustern bilden können" (S. 89). An wen mag er dabei denken? fragt man sich erstaunt. Mehr Zustimmung wird ihm zuteil werden, wenn er rügt, daß Schopenhauer immer wieder seine philosophischen Fundamentalerkenntnisse in seine Sätze einstreut. Hiervon aber abgesehen, scheint ihm die Schopenhauersche Periode, d. h. der rein philosophische Satz, „meist künstlerisch geformt zu sein". Er vergleicht nämlich die Rede des Philosophen mit einem Flußsystem und macht es ihm zur Aufgabe, dafür Sorge zu tragen, daß die zahlreichen Nebenflüsse stets „den Hauptstrom befruchten und ihn in seinem Laufe unterstützen" (S. 95). Und dieses ist, wie er nachweist, bei Schopenhauer zumeist der Fall; als dessen stilistische Glanzleistung ihm übrigens das Hauptwerk, und zwar der erste Band, erscheint. Sehr wertvoll ist der Anhang, der mehr als den dritten Teil des Buches ausmacht und sorgfältige Verzeichnisse der von Schopenhauer geprägten philosophischen Termini, seiner Idiotismen und sprachlichen Besonderheiten bringt. Ferner werden hier die in den beiden Bänden des Hauptwerks enthaltenen Gleichnisse aufgeführt (leider sehr gekürzt und ohne Stellenangabe), desgleichen die Alliterationen, Schimpfwörter und nebst manchem andern noch (in Auswahl) die Metaphern und Epitheta ornantia, welch letztere, so gesammelt, die amüsantesten Seiten des ganzen Werkes bilden dürften. So wird an diesem Buche schon wegen seiner Reichhaltigkeit nicht nur der Philologe seine Freude haben, sondern auch derjenige, welcher aller Analyse eines Kunstwerks im Grunde abhold ist, selbst wenn sie so behutsam und pietätvoll durchgeführt ist wie in dem hier vorliegenden Falle.

„Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band."

Charlottenburg. LEO KLAMANT.

Fauconnet, André, L'esthétique de Schopenhauer. Librairie Félix Alcan, Paris, 1913. XXII, 462 S.

Der Verfasser dieses Buches, ein gründlicher Kenner der Philosophie Schopenhauers, hat sich die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob wirklich die Schopenhauersche Ästhetik ein so zusammenhängender, fest in sich gefügter Bau sei, wie es ihr Schöpfer so oft behauptet hat. Seine Untersuchung zielt daher weniger auf die Feststellung der materialen Wahrheit dieser Lehre als vielmehr auf die Nachweisung ihrer formallogischen Konsequenz ab. „Si, en effet", schreibt der Verfasser im Vorwort, „l'ensemble du système forme un tout bien lié, cette cohérence doit se retrouver dans chacune des parties qui le constituent et jusque dans l'esthétique où l'on n'a voulu voir qu'une «brillante mosaïque»." Um dieses Ziel zu erreichen, mußte der Verfasser zunächst alles gewissenhaft zusammentragen, was Schopenhauer über Ästhetik, die Künste und diese Gebiete berührende Fragen gesagt hat, und sodann diese Stoffe systematisch ordnen und gliedern. Dagegen hat er die Frage nach den Einflüssen, die Schopenhauer in seiner Ästhetik erfahren hat, von seinem Werk absichtlich ausgeschlossen, wie auch die Auseinandersetzung mit Kritikern der Schopenhauerschen Ästhetik.

Die so gefaßte Aufgabe hat nun Herr Fauconnet in beinahe vollkommener Weise erfüllt, so daß die Lektüre dieses Buches den Schopenhauerkenner mit wahrer Freude erfüllt, indem sie ihm in einem Zug systematisch die Reichhaltigkeit und Tiefe der Schopenhauerschen Ästhetik vor Augen führt. Ja, diese macht ihm, so geboten, noch einen gewaltigeren Eindruck, als wenn er selber die an den zahlreichen Stellen des Gesamtwerkes zerstreuten Gedanken Schopenhauers zu einem einheitlichen Bilde zusammensetzen muß.

Bevor der Verfasser an die eigentliche Ästhetik Schopenhauers herantritt, unterwirft er im ersten Kapitel die vor dem System erschienenen Schriften, nämlich die Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde und die Farbenlehre, einer eingehenden Untersuchung und findet, daß sich schon in ihnen die Umrisse, ja der Aufbau des künftigen Werkes nachweisen lassen. Im zweiten Kapitel handelt er vom Fundament der Metaphysik des Schönen und der Ästhetik, zunächst die schwierige Ideenlehre darstellend und ihre Funktion im Systeme mit großem Tiefblick erläuternd. Die Ideenlehre ist nach ihm ebensowenig eine künstliche Hilfskonstruktion als ein bequemes Auskunftsmittel des Logikers in der Klemme. Sie ist vielmehr eine der tiefsten und aufrichtigsten Überzeugungen Schopenhauers. Hierauf bespricht er den angeblichen Paralogismus der ewigen Ideen außerhalb der Zeit und löst das Problem, indem er nachweist, daß vom Begriff der Ewigkeit jede Zeitanschauung auszuschließen ist, daß die Ewigkeit geradezu die Negation der Zeit ist, das „nunc stans" der Scholastiker. Er führt hier die zahlreichen Bilder an, womit Schopenhauer dieses Verhältnis illustriert hat, den Regenbogen über dem tosenden Wasserfall,

den sich drehenden Kreis mit der feststehenden Tangente, den reißenden Strom mit dem die Wogen brechenden unerschütterlichen Felsen. Auf seine Darstellung der Ideenlehre zurückblickend schreibt er, er hoffe ihren Zusammenhang und ihren wahren Sinn genügend ans Licht gesetzt zu haben, so daß es inskünftig den Historikern schwer fallen dürfte, darin bloß einen abgetrennten Paragraphen, eine phantastische Improvisation zu sehen. — Eines der instruktivsten Kapitel des Buches ist das dritte über die Struktur der Ästhetik mit einem Schema der Lehre vom Schönen, d. h. einer parallelen und symmetrischen Ableitung der leitenden Grundsätze der Ästhetik. Diese synoptische Tafel gewährt einen vortrefflichen Einblick in den Aufbau der Ästhetik Schopenhauers. — Im 4. Kapitel untersucht der Verfasser das Verhältnis, in welchem die künstlerische Intuition, die Erkenntnis der Ideen mit der Ausführung, der Verkörperung dieser Konzeption in einem Kunstwerk steht. Das Entscheidende ist nun die Leichtigkeit, womit einer sich von der gewöhnlichen Auffassung der Dinge zur Intuition der Ideen aufschwingt, und nicht etwa seine Virtuosität in der Ausführung des Kunstwerkes. „Tantôt, l'homme génial saura nous faciliter l'intuition des vérités éternelles, tantôt, il n'en aura ni les moyens, ni le loisir. L'œuvre: livre, statue, symphonie, n'est nullement la preuve indéfectible, mais seulement, si je puis dire, l'ombre et comme le phénomène contingent du génie. L'intuition est essentielle, le reste adventice“ (S. 99). Im selben Kapitel gibt der Verfasser auch einen Abriß der Ästhetik Kants und kommt, die Lehren beider Philosophen vergleichend, zum Schluß, daß die Schopenhauersche Lehre von der interesselosen Kontemplation vollständig auf den Lehrsätzen und Schlußfolgerungen der Kantischen Kritik der Urteilskraft beruhe. In diesem Urteil gehe ich mit dem Verfasser nicht einig, muß es mir aber versagen, meine Gründe hier anzuführen. Die, wie ich glaube, richtige Darstellung des Verhältnisses zwischen den Grundsätzen der Kantischen und Schopenhauerschen Ästhetik findet man in meiner „Kritik der Einwände gegen die Grundprinzipien der Ästhetik Schopenhauers“ (VII. Jhrb.). Die folgenden Kapitel sind den einzelnen Künsten gewidmet, wobei der Autor höchst methodisch und gründlich vorgegangen ist. „Jamais en effet il n'a été aussi nécessaire, pour bien entendre sa pensée, de coordonner, de grouper les textes les plus variés, les plus disparates. Seules les notes, les conversations, les lettres du vieillard réussissent parfois à donner aux remarques des premières œuvres leur sens véritable“ (S. 133). Freilich geht es auch hier nicht ohne kleine Mißverständnisse ab, was aber dem ganzen Werk keinen bedeutenden Abbruch tun kann, weil der Leser, als gewiegter Schopenhauerkenner, diese „malentendus“ leicht selbst lösen kann und ihm anderseits die, von solchen Einzelheiten abgesehen, richtige und tiefe Interpretation der Schopenhauerschen Lehre und vor allem die gründliche Zusammentragung und logische Disposition alles die Ästhetik und die Künste betreffenden Materials in hohem Maße befriedigt. Dieses Mißverständnis

unterläuft dem Verfasser bei der Bemerkung Schopenhauers, daß die Skulptur mehr der Bejahung, die Malerei mehr der Verneinung des Willens angemessen sei, woraus sich erklären lasse, warum die Skulptur die Kunst der Alten, die Malerei die der christlichen Zeiten gewesen sei. Auf das hin erhebt sich der Verfasser dieses Buches zur Behauptung: „En reconnaissant à propos de la sculpture que l'art peut parfois «affirmer la volonté», dire oui à l'existence, Schopenhauer se met sans aucun doute en contradiction avec l'idée maîtresse de toute sa Métaphysique du Beau. L'art ne doit-il pas servir d'introduction à la morale du renoncement? Comment dès lors la sculpture peut-elle maintenir sa place tout en proclamant par ses œuvres que la vie saine et forte, riche et harmonieuse, est belle et bonne? Je n'essayerai pas de sauver ici l'Esthétique du Monde comme Volonté et Rapésentation du paralogisme" (S. 149). Dieses Mißverständnis rührt daher, daß der Verfasser das subjektive und objektive Moment in der Grundlehre Schopenhauers nicht scharf genug unterscheidet. Subjektiv, im Zustand des Versunkenseins ins Objekt, in der Kontemplation erlöst sich der Mensch vom Willensdrang und erreicht auf kurze Zeit das gleiche Ziel wie die Verneinung des Willens, die Entsagung auf immer. Deshalb kann man sagen, die Kunst sei eine Vorstufe, ein Vorspiel der Ethik. Dieser subjektive Vorgang zeigt immer die gleichen Merkmale, mögen die Objekte, die der Kontemplation geboten werden, noch so verschieden sein. Diese Objekte unterscheiden sich durch ihre Bedeutsamkeit, je nachdem sie eine niedrigere oder höhere Stufe der Objektivation des Willens darstellen, von den Werken der Architektur an bis zur Tragödie mit ihrer Katastrophe, wo der Wille zum Leben sich wendet. Den Willen in seiner Ungebrochenheit, den vollen Lebensdrang kann nicht bloß die Skulptur, sondern ebensogut jede andere Kunst darstellen. Die Malerei und auch die Poesie können ihn aber außerdem noch im Übergang zur Resignation, zur Verneinung, zur Anschauung bringen. Die Malerei z. B. kann so gut den Krieger im Schlachtgetümmel wie den Künstler im Zustand der beseligenden, willensfreien Kontemplation oder sogar den Heiligen, der über die Welt endgültig triumphiert, zum Vorwurf nehmen. Das sind Verschiedenheiten im Objekt, der subjektive ästhetische Zustand bleibt dagegen bei allen Gegenständen derselbe. Daß die Skulptur mehr der Bejahung des Lebens angemessen ist, kommt daher, weil ihr einziger Zweck Darstellung der Schönheit und Grazie ist, die Malerei dagegen mehr eine christliche Kunst, weil sie neben ausschließlich weltlichen Motiven auch asketische wählen kann.

Im 10. Kapitel über die Redekünste ist alles zusammengetragen, was Schopenhauer, oft an den unerwartetsten Stellen, über Stilistik und Rhetorik vorgebracht hat. Der Wert dieses Kapitels wird noch erhöht durch die sorgfältig redigierten Übersichtstafeln über alle von Schopenhauer gerügten Sprachschnitzer. Die beiden folgenden Kapitel behandeln die Poesie und ihre Gattungen. Bei der Erörterung der Tragödie ver-

leitet den Verfasser wiederum die Frage: „un art est-il possible, qui ne soit par quelque côté une affirmation de la vie?“ zu einer irrtümlichen Interpretation der Lehre Schopenhauers. Das gleiche ist der Fall im Kapitel über die Musik, wo er zunächst eine sehr klare Darstellung der Schopenhauerschen Melodielehre, durch Beispiele aus Rossini und Mozart illustriert, gibt, sich dann aber wiederum das Verständnis Schopenhauers versperrt durch eine ungenügende Unterscheidung der optimistischen oder pessimistischen Tendenzen, die objektiv im Kunstwerk zum Ausdruck gelangen, und der subjektiven Einstellung des Beschauers oder Zuhörers, die sich allen Kunstwerken gegenüber gleich bleibt.

Im 15. Kapitel unternimmt der Verfasser eine kurze synthetische Darstellung der Lehre, eine Rekapitulation des ganzen Buches, die ihm gut gelungen ist, und bespricht dann in einem Schlußwort die Verwendbarkeit der Schopenhauerschen Ästhetik im Kunstleben der Gegenwart. Wenige französische Leser nehmen sie ernst. So gut abgeleitet diese Theorie auch sei, sie tauge nichts, so meinen sie, weil sie dem Wirklichen, dem Gefühlten, dem Erlebten nicht entspreche. Der Verfasser zeigt nun, wie sie für Schopenhauer selber von praktischem Wert war, und ihm ein sicherer Führer bei der Beurteilung zeitgenössischer Kunstfragen war, z. B. bei seinem Gutachten über das Goethemonument.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß dieses sachlich sehr gründlich gearbeitete und auch stilistisch vollendete Werk eine höchst wertvolle Bereicherung der Literatur über die Ästhetik Schopenhauers ist, weshalb eine Übersetzung desselben ins Deutsche sehr zu begrüßen wäre.

Luzern. Dr. AD. SAXER.

Döring, Woldemar O., Schopenhauer. Ch. Coleman, Lübeck. 2. Aufl. 1920. 209 S.

Döring ist uns kein Fremder mehr. Auf sein nunmehr in 4. Auflage vorliegendes Buch über Kant hat er ein Buch über Schopenhauer folgen lassen, das bereits binnen Jahresfrist den erstaunlichen Erfolg einer 2. Auflage erlebte. Der Zweck des Buches ist ein propädeutischer: der Verf. stellt sich die Aufgabe, den Leser zum Studium der Werke unseres Denkers anzuregen, ihn willig und fähig zu machen, sich selbständig in die Schriften Schopenhauers zu versenken. Es handelt sich also um eine erste Einführung in die Schopenhauersche Gedankenwelt. D. löst seine Aufgabe in der Weise, daß er unter bewußtem Verzicht auf alles mehr Nebensächliche die Grundlinien des Systems zeichnet, und zwar mit meisterhafter Beherrschung des Stoffes und in gewandter, flüssiger Schreibart. Es ist eine Freude für den Leser, sich einem so sicheren Führer anvertrauen zu können. Im allgemeinen folgt der Verf. den Spuren des Meisters. Wo er im Einzelnen von ihm abweicht wie bei der inhaltlichen Wiedergabe der Doktordissertation (im

3. u. 4. Vortrage), bewundert man den feinen pädagogischen Takt des Darstellers, der seine Leser überall vom Einfacheren in geschickt entwickelndem, immer durchsichtigem, stets geradlinigem Verfahren zum weniger Einfachen und Verwickelten zu führen versteht. Alles in allem ist D.s Darstellung eins der besten Kompendien der Schopenhauerschen Philosophie, die ich kenne, und braucht den Vergleich mit den älteren Darstellungen von Bähr („Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen"), von J. Frauenstädt („Briefe über die Schopenhauersche Philosophie") und P. Deussen („Elemente der Metaphysik") durchaus nicht zu scheuen. Der Beschränkung auf die wesentlichen Hauptlinien entsprechend mußte natürlich das reiche Erfahrungsmaterial wegbleiben, das Schopenhauer zur Stütze und Beleuchtung seiner Grundansichten überall heranzieht. Die Darstellung D.'s gibt zwar eine gute Vorstellung von den gewaltigen Ausmaßen des Systems, aber kaum eine Idee von seinem reichen Erfahrungsgehalt, der gerade den auszeichnenden Charakter der Schopenhauerschen Philosophie ausmacht, die recht eigentlich das Prototyp aller Erfahrungsphilosophie ist. Darum muß nun auch auf die Lektüre der Döringschen Einführung unbedingt das Studium der Originalschriften folgen, da sonst das Bild, das der Leser von der Philosophie Schopenhauers gewinnt, allzu einseitig ausfällt. Dem Zweck einer ersten Einführung entsprechend ist auch mit Recht auf jede Kritik verzichtet worden; sie würde das Verständnis auch nicht erleichtern, sondern nur unnötig erschweren. Ausgezeichnet fügen sich übrigens in den Text die gut gewählten Zitate aus Schopenhauer ein; man merkt kaum, daß es Zitate sind.

Über den Wert des ersten Vortrags, der über die geschichtlichen Voraussetzungen des Systems unterrichten will, kann man im Zweifel sein; er kann m. E. zur Not wegbleiben, zumal er dürftig genug ist und allzu summarisch ausgefallen ist. Der Weg geschichtlicher Orientierung ist erst für solche, die eine einigermaßen ausreichende Kenntnis unseres Denkers bereits besitzen und nun das Bedürfnis nach philosophiegeschichtlicher Einordnung verspüren. Auch das im zweiten Vortrage über Schopenhauers Persönlichkeit Gesagte will mir in manchen Punkten nicht recht zusagen. Aber sonst ist alles vortrefflich, und der Erfolg des Buches durchaus verdient. Mir persönlich war es dank den großen Vorzügen der Darstellung eine Freude, Schopenhauers Lehre an Hand des Buches noch einmal zu durchdenken und von neuem zu erleben.

An Kleinigkeiten seien noch kurz moniert: Pythagoras mit th! (S. 9 u. 52). — Der Ausdruck „geschafft" („Schopenhauer hat eben ganz als Künstler geschafft", S. 45) — statt geschaffen! — ist eine für mein Ohr kaum erträgliche sprachliche Härte. —

Hervorgehoben zu werden verdient noch die geschmackvolle Ausstattung des Buches (dunkelmelierte grüne, schwarzumrandete Einbanddecke mit Goldaufdruck und Leinenrücken) — eine buchtechnisch bemerkenswerte Leistung.

Bremen. GERHARD KLAMP.

MITTEILUNGEN.

BERICHT
ÜBER DIE TÄTIGKEIT DER SCHOPENHAUER-GESELLSCHAFT IM GESCHÄFTSJAHRE 1921.

Infolge der zunehmenden Geldentwertung mußte die Schopenhauer-Gesellschaft auf äußerste Sparsamkeit bedacht sein und sich bei ihren Veranstaltungen und Veröffentlichungen leider Beschränkungen auferlegen. Gleichwohl konnte das X. Jahrbuch für 1921 in demselben Umfang wie das vorangehende erscheinen. Im Oktober fand die 9. Generalversammlung und die Einweihung des Schopenhauer-Zimmers in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. statt, worüber unten Näheres folgt.

BERICHT
ÜBER DIE NEUNTE GENERALVERSAMMLUNG DER SCHOPENHAUER-GESELLSCHAFT ZU FRANKFURT A. M. VOM 15.—17. OKTOBER 1921.

Der Vorstand mußte von einer Pfingsttagung Abstand nehmen und konnte die Generalversammlung erst auf Mitte Oktober nach Frankfurt a. M., dem Wohn- und Sterbeorte Arthur Schopenhauers und dem Sitz der Gesellschaft, einberufen.

Am Freitag, den 14. Oktober, abends wurden die auswärtigen Mitglieder und Gäste, die in erfreulicher Anzahl erschienen, in der Geschlechterstube des Rathauses im Namen der Stadt Frankfurt durch Herrn Stadtrat Julius Ziehen begrüßt. Die angeregte Stimmung erhöhte sich durch weitere Ansprachen unsrer Mitglieder Dr. Arthur von Gwinner, Justizrat Dr. Leo Wurzmann, Heinrich Emden und Landtagsabgeordnete Eva Büttner.

Der folgende Tag, Sonnabend. der 15. Oktober, brachte am Vormittag den Beginn der eigentlichen Tagung im Festsaal des Senckenbergschen Instituts. Justizrat Dr. Leo Wurzmann als Vorsitzender eröffnete die Generalversammlung, und nach Begrüßung der Gesellschaft durch Geheimrat Gæbler vom Vorstand des Senckenbergschen Instituts, Stadtrat Julius Ziehen als Vertreter des Magistrats, welcher in der Schopenhauer-Gesellschaft einen erfreulichen Zuwanderungsgewinn für Frankfurt a. M. erblickte, sprach als Vertreter der Universität Professor Hans Cornelius, welcher einer Ablehnung der gegenwärtig erhofften „Hegel-Renaissance" deutlichen Ausdruck gab und darauf hinwies, daß unter anderen Richtungen auch die Schopenhauersche Philosophie an der Frankfurter Universität besondere Pflege finden solle. Nach weiteren Worten Reinhart Biernatzkis im Namen des Volksbundes für Kantische Weltan-

schauung folgten der Dank des Vorsitzenden und der Vortrag von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Otto zur Strassen (Frankfurt a. M.) über „Schopenhauer und die moderne Biologie“:

Schopenhauers Stellung zu den beiden Hauptproblemen der modernen Biologie, zum Problem der Entwicklung und zu dem der Zweckmäßigkeit, ist dadurch bestimmt, daß ihm wesentliche Tatsachen noch unbekannt waren. Geht er doch grundsätzlich von einer Konstanz der Arten aus, um sich erst später mit dem Gedanken einer Entwicklung zu befreunden. Auch wissen wir, was er nicht wissen konnte, daß die Vorgänge der Ontogenie heute in sehr weitem Maße als machinell-mechanische erkannt sind und der Vitalismus sich immer mehr zu Einengungen des angeblichen Gebietes besonderer Lebenskraft genötigt sieht. Auch die scharfen Grenzen, welche Schopenhauer zwischen Pflanze, Tier und Mensch zieht, erkennt die moderne Naturwissenschaft ebensowenig an wie die Auswirkung eines teleologischen Willens in der Muskelbewegung; die Vitalisten selbst schränken ihr teleologisches Prinzip auf gewisse höhere Funktionen ein. Auch in der Phylogenie lehnt die moderne Biologie eine innere Zweckmäßigkeit, wie Schopenhauer sie lehrte, ab; obschon die Vitalisten das teleologische Prinzip im stammesgeschichtlichen Geschehen aufrechtzuerhalten suchen, drang hier doch die mechanistische Zufallslehre Darwins mächtig vor. So bilden weder die Tatsachen noch die Theorien der modernen Biologie eine Stütze für Schopenhauers Naturphilosophie. Und doch, ganz abgesehen von vielen feinen Einzelbemerkungen, z. B. über „geschlechtsbegrenzte Vererbung“ (des Intellekts von der Mutter), kann Schopenhauer für die Biologen viel bedeuten, wenn man sich statt auf den Standpunkt einer vitalistischen oder mechanistischen Dogmatik auf den der Denkökonomie stellt, d. h. mit einem einzigen Erklärungsprinzip — das nächstliegende ist das mechanistische — als Arbeitshypothese auszukommen sucht. Schopenhauers Monismus steht diesem Bestreben nahe.

Hierauf sprach Professor Dr. Friedrich Lipsius (Leipzig) über die Frage „Gibt es ein ‚Inneres der Natur‘?“

„Die moderne Physik, die im Zeichen der Relativitätstheorie steht, arbeitet nur mit Beziehungsgrößen und Verhältnisbestimmungen. Absolute Bewegung können wir nicht nur nicht erkennen, sondern es ist schon sinnlos, sie auch nur vorauszusetzen. Im leeren Raume gibt es keine Wegmarken, also auch keine kinetische Energie von Seinselementen, die sich in bezug auf diesen leeren Raum zu bewegen vermöchten. Was nie und nirgends in die Erscheinung tritt, das ist nicht; eine Energie, die keiner Erfahrung zugänglich wird, bleibt eine *qualitas occulta*, ein leeres metaphysisches Gespenst. Aber vielleicht können Biologie und Psychologie in ihrer Verbindung leisten, was der Physik versagt blieb. Auf Grund eines Analogieschlusses behaupten

wir ein uns verwandtes Seelenleben der uns in körperlicher Hinsicht ähnlich organisierten Wesen, fordern also mindestens auf den höheren Stufen der organischen Welt ein ‚Inneres der Natur‘. Es fragt sich nur, wie weit sich diese Analogie sinnvoll durchführen läßt. Lassen wir auch die Protistenseelen gelten, so scheinen doch die Atom- und Elektronenseelen Erzeugnisse einer träumenden Naturphilosophie, und noch bedenklicher wird der eingeschlagene Gedankengang, wenn man den Versuch macht, auf Grund der Parallelismushypothese den Bewegungen, die sich außerhalb der individuellen Körpersysteme vollziehen, ebenfalls einen seelischen Begleitvorgang zuzuordnen. Nicht nur die Molekeln des fallenden Steines wären dann mit psychischen Qualitäten auszustatten, sondern auch der Vorgang des Fallens selbst müßte als die räumliche Erscheinung eines Willensvorganges angesprochen werden. Obwohl nun unter anderen Schopenhauer in seiner Schrift ‚Über den Willen in der Natur‘ zu derartigen Folgerungen gelangt — die Frage nach der Bewußtheit oder Unbewußtheit der seelischen Innenwelt mag hier ganz aus dem Spiele bleiben — so liegt doch auf der Hand, welche gewaltigen Denkschwierigkeiten sich hier auftürmen! Wer erlebt das Fallen des Steines als eigenes Schicksal — denn vom äußeren Beobachter ist hier nicht die Rede — oder, wenn man von Erlebnis und Bewußtwerden nicht glaubt sprechen zu dürfen, wer ist hier das Willenssubjekt? Ist es der Weltgeist oder sind es wiederum die einzelnen Molekeln? Und wie verträgt sich diese metaphysische Hypothese mit der Lehre von der Relativität der Bewegung, derzufolge räumliche Beziehungsänderungen eben kein ‚Ansich‘ besitzen? Diesen kritischen Bedenken halten indessen andere Überlegungen die Wage. Zwingt der Relativitätssatz zu der Folgerung, daß alles Räumliche nur Verhältnisbestimmung ist, dann ergibt sich gerade aus ihm die Notwendigkeit, das Wesen der Wirklichkeit hinter ihrer räumlichen Erscheinung zu suchen. Denn ein Sein, das aus lauter bloßen Relationen bestünde, ist undenkbar. Die Materie aber besitzt, wie schon Kant sah, nur ein vergleichsweise, nicht ein schlechthin Innerliches. Zu dieser erkenntniskritischen Erwägung tritt endlich die aus dem Entwicklungsgedanken geschöpfte Überzeugung, daß der Geist nicht irgendwo und wann einmal aus dem Nichts entsprungen sein könne, sondern mindestens der Anlage nach bereits in der unlebendigen Natur schlummern müsse.“

(Friedrich Lipsius.)

Im Anschluß an obige Vorträge führte Geheimrat zur Strassen die Gesellschaft durch die wundervolle zoologische und prähistorische Sammlung des Senckenbergschen Museums.

Den Nachmittag eröffnete der Vortrag von Amtsgerichtsrat Gustav Schneider (Bad-Nauheim) über „Das Subjekt des Erkennens bei Schopenhauer, Deussen und E. v. Hartmann“, den wir in diesem Jahrbuch, S. 32 ff., veröffentlichen.

Danach versammelten sich die Mitglieder der Gesellschaft an dem geschmückten Grabe Arthur Schopenhauers auf dem alten Nordfriedhof, und der Vorsitzende, Justizrat Dr. Leo Wurzmann (Frankfurt a. M.), gab der bewegten Stimmung in schlichten, kurzen Worten Ausdruck, worauf Dr. Hans Taub (München) ein Gedicht Julius Bahnsens auf das Grab des Meisters in Ergriffenheit vorlas.

Am späten Nachmittag bot sich Gelegenheit zu einem Besuch des Palmengartens unter sachverständiger Führung des Inspektors Krauß.

Ein zwangloses Beisammensein mit künstlerischen Darbietungen vereinte am Abend die auswärtigen und einige Frankfurter Mitglieder im Hause des Vorsitzenden Justizrat Dr. Leo Wurzmann, welcher bei dieser Gelegenheit die biographische Entdeckung mitteilte, die im vorliegenden Jahrbuch, S. 108 ff., unter dem Titel „Schopenhauer als Lebensretter" veröffentlicht ist.

Am Sonntag, den 16. Oktober, vormittags hielt Privatdozent Dr. Heinrich Hasse (Frankfurt a. M.) einen Vortrag über „Die Religionsphilosophie Arthur Schopenhauers".

„Religionsphilosophie, als Verquickung von Religion und Philosophie von Schopenhauer entschieden verworfen, liegt, im rechtverstandenen Sinne, als bedeutsames Teilgebiet seiner Lehre vor: als philosophische Betrachtung, deren Objekt die Erscheinungen des religiösen Lebens sind. Gedeutet wird die Religion intellektualistisch als Volksmetaphysik, die unter mythischer Hülle (in verschiedenem Grade) allegorische Wahrheit verbirgt. Ob und wo dies der Fall ist, entscheidet die Philosophie, welche allein über kritisch gereinigte Maßstäbe der Wahrheit verfügt. Trotz starker Berührung mit der nachkantischen Spekulation wahrt Schopenhauer durch Berücksichtigung der psychologischen Bedingungen mythisch-vorwissenschaftlichen Erkennens seine philosophische Eigenart und liefert damit zugleich die sachlichen Voraussetzungen für eine allegorische Deutung religiöser Vorstellungsreihen. Die Frage nach der Berechtigung der Religion führt philosophisch zur Enthüllung eines fundamentalen Widerstreits, mit welchem sich die tiefe Problematik dieser Geistesmacht selber enthüllt. Liegt ihre positive Bedeutung in der Fähigkeit, auch der breiten Masse der Menschen unter Berücksichtigung des bescheidenen Fassungsvermögens derselben die Annäherung an tiefere (metaphysische) Einsichten zu gestatten, die moralische Anlage des Menschen wirksam zu unterstützen, endlich Trost und Beruhigung in den zahlreichen Leiden des Lebens zu gewähren, so zwingt andererseits die philosophische Klarstellung zur Anerkennung einer völlig entgegengesetzten Perspektive, mit der die negative Seite deutlich wird: Da die Religion ihren allegorischen Charakter verschweigt, gibt

sie „Wahrheit im Gewande der Lüge", bedeutet ein unerträgliches Hemmnis für die Entwicklung intellektueller Kultur und muß, in dem Maße, wie wissenschaftliche Einsicht wächst, in Verfall geraten. Denn Mythus und Wissenschaft stehen in unversöhnlichem Gegensatz. Auch praktisch ist die Gegenrechnung vernichtend: Der moralisierenden Wirkung der Religion steht eine entschieden demoralisierende gegenüber. So erwächst Anerkennung wie Ablehnung der Religion aus allgemeinen und überindividuellen Anlagen der menschlischen Natur. Eine Antinomie ist damit aufgezeigt, wie sie auflösbar nur in einer Richtung ist: in größtmöglicher Läuterung überlieferter Religionsanschauung unter dem Gesichtspunkt philosophischer Einsicht bei gleichzeitiger Wahrung größtmöglicher Deutlichkeit anschaulicher Versinnlichung. Unter diesem Gesichtspunkt bestimmt sich auch die Rangordnung der historisch gegebenen Religionen. Die kritische Stellungnahme zu den von Schopenhauer vertretenen Gedanken war nur andeutungsweise zu berühren. Sie ließ die Forderung, den Wahrheitsanspruch aller Religion ausnahmslos mit dem Maßstabe wissenschaftlich-philosophischer Einsicht zu messen, als völlig berechtigt erkennen. Dagegen war sie zur Ablehnung der intellektualistischen Auffassung der Religion gezwungen. Diese scheinbare Entfernung von Schopenhauers Lehre aber verwandelte sich in eine überraschende Annäherung mit der Fixierung des religiösen Verhaltens als emotionaler Funktion. Wertende Haltung des Fühlens und Wollens gegenüber letzten Einsichten in die Zusammenhänge des Seins ist es, mit welcher das IV. Buch der „Welt als Wille und Vorstellung" (im Einklang mit fortschrittlicher Religionsphilosophie unserer Tage) das religiöse Bewußtsein verselbständigt und zu autonomer Bedeutung erhebt, wenn auch der Name „Religion" hier von Schopenhauer vermieden ist. Diese Entdeckung gestattet es, in dem unerbittlichen Kritiker historisch gegebener Religiosität einen Wegweiser zu überhistorischen Formen der Religion zu erblicken, bei welchen der Widerstreit mit der Philosophie friedlichem Einvernehmen gewichen ist." (Heinrich Hasse.)

Es folgte der Vortrag von Dr. Carl Gebhardt (Frankfurt a. M.) über „Voluntaristische Systeme vor Schopenhauer".

Hiernach begab sich die Gesellschaft in die Stadtbibliothek, deren Treppenhaus jetzt von der mächtigen Schierholzschen Schopenhauerbüste (aus Deussens Nachlaß) beherrscht wird. Es erfolgten Ansprachen von Prof. Dr. Traut als Vertreter der Stadtbibliothek und Dr. Carl Gebhardt, welcher das neu eingerichtete Schopenhauer-Zimmer und seine Kostbarkeiten zeigte.

Am Nachmittag sprach Privatdozent Dr. Theodor Lessing (Hannover) über „Schopenhauer und die Geschichte".

Nach ihm hielt Dr. Hans Taub (München) einen Vortrag „Über Pfitzners Palestrina und den Ursprung der Kunst“:

„Auf seine Theorie vom Schönen ist Schopenhauer nicht minder stolz gewesen als auf die Spaltung des Bewußtseins in Wille und Intellekt. Nach der Darstellung Schopenhauers ist ein Gegenstand dann schön, wenn wir bei seiner Auffassung den Willen aus dem Bewußtsein verlieren. Aber nicht nur die ästhetische Auffassung, auch das Entstehen eines Kunstwerkes, der Moment der Weihe, die Inspiration ist nur in einem total veränderten Bewußtseinszustande möglich. In ihm ist das Individuum untergegangen; befreit von den Schranken des Raums und der Zeit, herausgetreten aus dem Strom des kausalen Geschehens, wird es zum klaren Spiegel der Welt, woraus nach der Lehre Schopenhauers die Kunst hervorgeht. Dieser Erlösung von Raum, Zeit und Kausalität wird ebenso wie das erkennende Subjekt auch das Objekt, der erschaute Gegenstand, teilhaftig, der, alle Relationen verlassend, zur Idee wird. Sind es demnach die Ideen, die im ästhetischen Zustand erkannt werden, so setzt andrerseits ihre Erfassung einen abnormen Vorgang voraus: So vollkommen ist das eigene Selbst verschwunden, daß es ist, als wären nur noch die Gegenstände allein da. Dieses von Schopenhauer mit wunderbarer Deutlichkeit wiedergegebene Erlebnis steht gar nicht in unserem Belieben, vollzieht sich vielmehr ohne und meistens gegen unseren Willen. Genau nach diesen Gesetzen läßt Pfitzner seinen Palestrina im ersten Akt der gleichnamigen musikalischen Legende eine Messe schreiben, die noch heute als ein wahres Meisterwerk gilt. Palestrina bäumt sich förmlich gegen eine neue Schöpfung auf, er will nicht, bis plötzlich in einer Stunde furchtbarer Verlassenheit seine großen Vorgänger, die abgeschiedenen Geister aus fernen Landen und längst verklungenen Zeiten ihm sichtbar werden und eine Schar von Engeln ihm im seligen Moment des willensfreien Erkennens ihren herrlichen Gesang ins Ohr flüstert. Diese Engelstimmen sind ein ergreifendes Symbol der reinen Objektivität der Anschauung, aus der heraus auch Schopenhauers Werke entstanden sind. Schon das dem zweiten Band der Parerga entnommene Motto zum „Palestrina“ läßt erkennen, daß hier ein Großer im Reiche der Tonkunst dem Genius Schopenhauers huldigt.“ (Hans Taub.)

Am Abend bot sich Gelegenheit zum Besuch des Opern- oder Schauspielhauses.

Der nächste Tag, Montag, der 17. Oktober, begann mit der Geschäftssitzung, in welcher folgende Beschlüsse einstimmig gefaßt und denen gemäß die Punkte I und II nach § 7 der Satzung alsbald der schriftlichen Abstimmung durch die Gesamtheit der Mitglieder unterbreitet wurden:

I. § 5 Satz 1 der Satzung wird wie folgt abgeändert:

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt mindesten 30 Mk. usw.

II. § 7 Satz 1 der Satzung wird wie folgt abgeändert:

Die Generalversammlung ist alljährlich einzuberufen. Der Vorstand ist aber berechtigt, aus zwingenden Gründen von der alljährlichen Einberufung der Generalversammlung Abstand zu nehmen. Der Generalversammlung liegen ob usw.

III. Diejenigen lebenslänglichen Mitglieder, die nur eine einmalige Zahlung von Mk. 100 geleistet haben, sollen mit Rücksicht auf die Geldentwertung aufgefordert werden, entweder einmalig Mk. 200 nachzuzahlen oder die künftigen Jahrbücher einzeln gegen eine Gebühr von Mk. 30 zu beziehen.

IV. Die sämtlichen Mitglieder sollen durch einen Aufruf gebeten werden, einen „Redaktionsfonds" zu schaffen, aus dem die für das Jahrbuch angenommenen Arbeiten künftig regelmäßig honoriert werden können.

Der unter IV. genannte Aufruf wurde alsbald versandt und lautete:

Frankfurt a. M., den 17. Oktober 1921.

Aufruf an unsere Mitglieder!

Die Schopenhauer-Gesellschaft, die in ihren Jahrbüchern ihren Mitgliedern wertvolle Veröffentlichungen gebracht hat, ist bisher nicht in der Lage gewesen, ihren Mitarbeitern aus den Jahresbeiträgen ein Honorar zu gewähren.

In der gegenwärtigen Zeit wäre es mehr als unbillig, eine solche Leistung ohne jede Gegenleistung zu lassen. Denn die Not der Zeit lastet auf niemandem schwerer als auf dem geistigen Arbeiter. Dazu besteht bei der bisherigen Handhabung die Gefahr, daß wertvolle Arbeiten — bei allem Idealismus der zur Mitarbeit Berufenen — dem Jahrbuch entgehen werden. Die Kant-Gesellschaft, die sich in ähnlicher Lage befand wie wir, hat durch eine Sammlung sich die Mittel gesichert, ihren Mitarbeitern angemessene Honorare zu zahlen.

Den gleichen Weg muß nun auch unsere Gesellschaft beschreiten, wenn sie den wissenschaftlichen Wert ihrer Veröffentlichungen aufrecht erhalten will.

Wir richten daher an alle, denen das Weiterbestehen des Jahrbuchs am Herzen liegt, die herzliche und dringende Bitte, durch Gewährung von Beiträgen uns in den Stand setzen zu wollen, wertvolle Aufsätze für unsere Jahrbücher zu erwerben. Jede Gabe ist uns willkommen. Die Zuwendungen bitten wir mit dem Vermerk: „Für den Redaktionsfonds" unter Benützung der anliegenden Zahlkarte an das Schatzmeisteramt der Gesellschaft gelangen zu lassen.

Der Vorstand:

Justizrat Dr. Wurzmann, Vorsitzender.

Dr. Arthur von Gwinner, Schatzmeister.

Die schriftliche Abstimmung der Mitglieder bestätigte mit außerordentlicher Mehrheit die gefaßten Beschlüsse. Auch wurden dem „Redaktionsfonds“ eine Reihe von Beiträgen überwiesen, über welche im Bericht des Schatzmeisteramts das Nähere zu finden ist.

In der geschäftlichen Sitzung gab der Schatzmeister Dr. Arthur von Gwinner den Rechnungsbericht für das Jahr 1920; es wurde ihm Entlastung erteilt. Dr. Carl Gebhardt verwies bezüglich des Archivs auf seine bereits am Tage vorher an Ort und Stelle gemachten Ausführungen. Dr. Franz Mockrauer berichtete über den Fortgang der Arbeiten an der Vollendung der Deussenschen Schopenhauer-Ausgabe[1], von welcher Bd. VI im Jahre 1922 erscheint.

Ferner teilen wir den Mitgliedern folgenden Beschluß mit, den der Vorstand in einer Sitzung am Freitag, den 14. Oktober, zu Frankfurt a. M. faßte:

> Die Herren Dr. Mockrauer und Dr. Gebhardt sind mit Genehmigung der übrigen Vorstandsmitglieder dahin übereingekommen, daß von jetzt ab Herr Dr. Gebhardt die Stelle eines ersten, Herr Dr. Mockrauer die eines zweiten Schriftführers bekleidet. Die Änderung geschieht mit Rücksicht auf die Vereinfachung des Geschäftsganges, welche erfordert, daß der erste Schriftführer in Frankfurt a. M., dem Sitze der Gesellschaft, dem Wohnort des Vorsitzenden und dem Sitz des Archivs wohnt.

Außerdem nahm in derselben Sitzung der Vorstand zur Kenntnis, daß Herr Dr. Mockrauer seit 1. August d. J. sein Amt als Generalsekretär niedergelegt hat. An seine Stelle tritt Dr. Heyfelder-Darmstadt.

Nach der geschäftlichen Sitzung fand auf Wunsch der Mitglieder eine längere Aussprache über die Vorträge von Geheimrat Prof. Otto zur Strassen (Frankfurt a. M.), Prof. Friedrich Lipsius (Leipzig) und Amtsgerichtsrat Gustav

[1] Alle Freunde Schopenhauers und der Wissenschaft werden aufgefordert, die Vollendung der monumentalen und grundlegenden Deussenschen Schopenhauer-Ausgabe zu unterstützen. Insbesondere ergeht an alle diejenigen, welche Handschriftliches von Schopenhauer (Manuskripte, Briefe, Dokumente, Aufzeichnungen, Handexemplare aus seiner Bibliothek usw.) besitzen oder über dessen Vorhandensein Auskunft geben können, die Bitte, davon dem Schriftführer, Herrn Dr. Carl Gebhardt, Frankfurt a. M., Röderbergweg 170, oder dem stellv. Schriftführer, Herrn Dr. Franz Mockrauer, Dresden-N. 8, Klarastraße 6, Mitteilung zu machen, wenn möglich, mit genauen Angaben (Datierung usw.).

Schneider (Bad-Nauheim) statt, an welcher sich die Herren Dr. Adolf Saxer (Sorengo-Lugano), Reinhart Biernatzki (Hamburg), Dr. Erwin Stilling (Frankfurt a. M.), Kadanoff (Bulgarien), Dipl.-Ing. Karl Weihe (Frankfurt a. M.), Dr. Franz Mockrauer (Dresden) und die Vortragenden beteiligten; es wurden besonders gegen den in den naturphilosophischen Vorträgen zur Geltung gekommenen mechanistischen Standpunkt Einwendungen erhoben.

Als Abschluß der Tagung fand noch eine Besichtigung des Städelschen Kunstinstitutes sowie am Nachmittag ein Ausflug nach der Gerbermühle statt.

Der Tagung wurde in der deutschen Presse reiche Beachtung geschenkt, besonders der Einweihung des Schopenhauer-Zimmers.

Frankfurt a. M., Sommer 1922.

Dr. WURZMANN,
Vorsitzer.

DAS SCHOPENHAUER-ARCHIV.

Einem Beschluß der Mitgliederversammlung der Schopenhauer-Gesellschaft vom Jahre 1920 gemäß wurde das Archiv der Gesellschaft von Kiel nach Frankfurt a. M. verlegt, woselbst ihm die Stadtbibliothek einen schönen, durch Umbau vergrößerten Raum zur Verfügung gestellt hat. Hier ist der Besitz des Schopenhauer-Archivs mit der eigenen Schopenhauer-Sammlung der Stadtbibliothek in einer Verwaltungsgemeinschaft vereinigt. Die Eröffnung des Schopenhauer-Archivs erfolgte anläßlich der Tagung der Schopenhauer-Gesellschaft in Frankfurt im Herbst 1921. Eine große Reihe von Stiftungen sind ihm bereits zuteil geworden, insbesondere durch die Güte Herrn Dr. Arthur v. Gwinners, so der kostbare Teppich, den Adele Schopenhauer dem Bruder gestickt, die Briefe Quandts, Osanns, Johns u. a., das Doktor-Diplom und ein Kurs-Zettel Schopenhauers, ferner die Bilder aller der Männer, die Schopenhauer nahestanden, durch freundliche Stiftung der Familien, so die Bilder v. Doss', der beiden Bährs, Wilhelm v. Gwinners, Kilzers. Zur gleichen Zeit überwies die Stadt Frankfurt der Schopenhauer-Sammlung der Stadtbibliothek das Original-Testament des Philosophen. Ferner verdankt das Archiv einigen Mitgliedern der Gesellschaft eine Reihe von Bücherzuwendungen.

Frankfurt a. M., Frühjahr 1922.

Dr. CARL GEBHARDT.

JAHRBÜCHER.

Der Vorrat an älteren Jahrbüchern I bis VI ist erschöpft, VII und VIII sehr beschränkt. Jahrbücher VII bis X werden, soweit der Vorrat reicht, vom Schatzmeisteramt gegen Zahlung von vorläufig 100 Mk. für den Band, aber nur an Mitglieder, abgegeben.

Beiträge für das XII. Jahrbuch 1923 wolle man bis zum 1. Oktober 1922 einsenden an den Vorsitzer der Schopenhauer-Gesellschaft, Justizrat Dr. L. Wurzmann, Frankfurt a. M., Beethovenstraße 55. Um deutliche Handschrift, am besten Maschinenschrift, wird gebeten.

BERICHT
DES SCHATZMEISTERAMTS FÜR DAS ZEHNTE RECHNUNGSJAHR 1921.

Laut beigefügter Abrechnung betrugen im Jahre 1921 die Einnahmen der Gesellschaft:

1. Jahresbeiträge:		
a) für 1920 und frühere Jahre	Mk. 2.230,96	
b) für 1921	„ 12.513,14	Mk. 14.744,10
2. Spende zweier Mitglieder		„ 250,—
3. Verkauf von Jahrbüchern		„ 624,53
4. Verkauf von Wertpapieren, Gewinn gegenüber dem Buchpreis		„ 314,60
5. Zinsen auf Bankguthaben		„ 241,60
6. Verschiedenes		„ 19,42
Demnach Gesamteinnahmen		Mk. 16.194,25.

Dagegen betrugen die Ausgaben:

1. Verwaltungskosten:		
a) der Geschäftsleitung .	Mk. 3.400,57	
b) des Schatzmeisteramts	„ 2.497,96	
c) Aufwendungen für das Archiv	„ 418,—	
d) Kosten der Frankfurter Tagung	„ 883.—	
e) Verschiedenes . . .	„ 143,45	
	Mk. 7.342,98	
2. Kosten des Jahrbuchs für 1921	„ 10.741,65	Mk. 18.084,63.
Demnach ergibt sich für 1921 ein Fehlbetrag von		Mk. 1.890,38.

Im Laufe des Rechnungsjahres traten der Gesellschaft acht Mitglieder auf Lebenszeit bei. Diese, sowie die von den Jahresmitgliedern übergetretenen Mitglieder auf Lebenszeit zahlten Mk. 5.640,—, so daß das Kapital dieser Mitglieder auf Mk. 15.708,77 anwuchs. Da andere Mittel nicht vorhanden sind, mußte der vorstehend ausgewiesene Fehlbetrag von Mk. 1.890,38 dem Kapital der Mitglieder auf Lebenszeit entnommen werden, das sich dadurch auf Mk. 13.818,39 ermäßigt und das gesamte Vermögen der Gesellschaft darstellt. Dieses Vermögen ist als zinstragendes Guthaben bei der Deutschen Bank in Berlin angelegt, während ein kleiner Teil sich fortlaufend auf unserem Postscheckkonto befindet.

An vorausbezahlten Beiträgen sind Mk. 1.120,— eingegangen.

Im Laufe des Berichtsjahres traten der Gesellschaft, außer den vorstehend erwähnten Mitgliedern auf Lebenszeit, 118 neue Mitglieder bei, während dieselbe durch Austritt und Sterbefälle 46 Mitglieder verlor, darunter zwei Mitglieder auf Lebenszeit. Von den Jahresmitgliedern traten zu den lebenslänglichen Mitgliedern sechs Mitglieder über. Somit betrug die Mitgliederzahl am Ende des Berichtsjahres 685 Mitglieder, die Jahresbeiträge zahlten, und 151 Mitglieder auf Lebenszeit, insgesamt also 836 gegen 756 Mitglieder im Vorjahre.

Auf den an unsere Mitglieder gerichteten Appell zur Bildung eines Redaktionsfonds waren bis zum 31. Dezember 1921 Mk. 2.295,— eingegangen, für die wir den Spendern auch an dieser Stelle Dank sagen. Die im neuen Berichtsjahre weiter eingegangenen Beiträge zum Redaktionsfonds, über die wir im nächsten Jahre berichten werden, lassen uns hoffen, daß der mit dieser Sammlung verfolgte Zweck, wenn auch in bescheidenen Grenzen, erfreulicherweise erreicht wird.

Berlin, im März 1922.

Dr. ARTHUR v. GWINNER
Schatzmeister.

Abrechnung des Schatzmeisters für das Jahr 1921.

Einnahmen:	M	M	M
Vortrag:			
Vermögensbestand am Jahresanfang:			
Kapital der Mitglieder auf Lebenszeit		14.777,33	
davon ab Fehlbetrag für 1920		4.708,56	10.068,77
Jahresbeiträge:			
a) für 1920 und frühere .	2.230,96		
b) für 1921	12.513,14	14.744,10	
Spende zweier Mitglieder		250,—	
Verkaufte Jahrbücher .		624,53	
Verkauf von Wertpapieren, Gewinn gegenüber dem Buchpreis .		314,60	
Zinsen a. Bankguthaben		241,60	
Verschiedenes		19,42	16.194,25
Beiträge auf Lebenszeit			5.640,—
Vorausbezahlte Jahresbeiträge			1.120,—
			33.023,02

Ausgaben:	M	M	M
Verwaltungskosten:			
a) der Geschäftsleitung einschließlich Drucksachen, Porti, Schreibhilfe . .	3.400,57		
b) des Schatzmeisteramts, einschließl. Schreibhilfe, Porti und Drucksachen	2.497,96		
c) Kosten der Jahresversammlung	883,—		
d) Aufwendungen für das Archiv	418,—		
e) Verschiedenes . . .	143,45	7.342,98	
Kosten des Jahrbuches für 1921		10.741,65	18.084,63
Vermögensüberschuß:			
1. Kapital der Mitglieder auf Lebenszeit	10.068,77		
Zugang in 1921	5.640,—		
	15.708,77		
davon ab Fehlbetrag in 1921	1.890,38		
	13.818,39		
2. Vorausbezahlte Beiträge für 1922	1.120,—		14.938,39
			33.023,02.

Berlin, im März 1922.

Dr. ARTHUR v. GWINNER
Schatzmeister.

VERZEICHNIS
DER MITGLIEDER, DIE BIS ZUM 31. DEZEMBER 1921 ZUM REDAKTIONSFONDS BEIGETRAGEN HABEN:

Fritz Hammer, Dresden	Mk.	20,—
Dr. Felix Friedenthal, Berlin-Schlachtensee	„	50,—
Pfarrer Leinemann, Laubow	„	10,—
Professor Dr. v. Lippmann, Halle	„	100,—
Dr. Felix Meiner, Leipzig	„	100,—
Forstmeister A. Droos, Wippra	„	30,—
Dr. med. Sebba, Danzig-Langfuhr	„	25,—
Major a. D. Jungnickel, Dresden-N.	„	20,—
Frau Herta Vogel, Frankfurt a. M.	„	10,—
Rechtsanwalt Dr. Seifert, Dresden	„	20,—
Justizrat Direktor Dr. Hirte, Berlin	„	100,—
Justizrat Ruhm, Danzig	„	70,—
Dr. med. Wilhelm Schlüter, Gütersloh	„	50,—
Lehrer Willy Gäbler, Potschappel	„	50,—
Fräulein Weber, Darmstadt	„	20,—
Gewerbeschulrat Christian Keppler, Altensteig	„	20,—
Fräulein Margarete Wallerstein, Dresden	„	30,—
Richard Haupt, Frankfurt a. M.	„	100,—
Dr. med. Erwin Stilling, Frankfurt a. M.	„	200,—
Korvettenkapitän Hermann Schæfer, Hamburg	„	50,—
Justizrat Meinhold Rau, München	„	20,—
Dr. med. Heinrich Laufer, Braunlage	„	40,—
Ulrich von Beckerath, Hamburg	„	20,—
Lehrer Albert Schorer, Fürth	„	50,—
Karl Heimann, Berlin C	„	100,—
Walther Trobitzsch, Dresden	„	100,—
Harry Lichtenfeld, Leipzig	„	10,—
Louis Eddelbüttel, Hamburg	„	20,—
Fräulein Myra Eddelbüttel, Hamburg	„	20,—
Franz Bodlænder, Breslau	„	100,—
Moritz Königsberg, Dresden	„	50,—
Fräulein Margarete Kreischel, Dresden-A.	„	10,—
Eduard Müller, Fürth i. Bayern	„	10,—
Direktor Herbert Peiser, Berlin-Dahlem	„	100,—
Arnold Samuelsen, Bremen	„	30,—
Daniel Weiß, Lyck	„	20,—
Landgerichtspräsident Dr. Güngerich, Gießen	„	50,—
Frau Maria Klœpfer, Charlottenburg	„	200,—
Friedrich Martin, Worms	„	20,—
Oberlandesgerichtsrat Dr. Paul Labes, Rostock	„	30,—
Bahnbauinspektor Franz Michaelis, Karlsruhe	„	50,—
Kanzleirat Friedrich Pfundt, Stuttgart	„	70,—
Frau A. Bucker, Dresden	„	100,—

ANMELDUNGEN UND ZAHLUNGEN.

Alle Anmeldungen neu beitretender Mitglieder bitten wir eigenhändig schriftlich zu richten an Justizrat Dr. L. Wurzmann, Frankfurt a. M., Beethovenstraße 55, alle Zahlungen an die Deutsche Bank, Depositenkasse A, Berlin W. 8, Mauerstraße 26—27, mit der Bezeichnung „Für die Schopenhauer-Gesellschaft" oder an unser Postscheckkonto Berlin Nr. 36368.

Im Hinblick auf die eingetretene Geldentwertung bitten wir die Mitglieder, uns die Fortführung der Publikationen der Gesellschaft durch eine angemessene beträchtliche Erhöhung der Beiträge zu ermöglichen.

Man wende sich in Angelegenheiten

allgemeiner Art an den Vorsitzer Justizrat Dr. L. Wurzmann, Frankfurt a. M., Beethovenstraße 55,

der Finanzen an den Schatzmeister Dr. Arthur v. Gwinner oder das Schatzmeisteramt, Berlin W. 8, Mauerstraße 39, Kanzlei der Deutschen Bank.

Alle Änderungen oder Berichtigungen der Adressen wolle man ohne Verzug an Justizrat Dr. Wurzmann mitteilen. Von hier aus erfolgt jede gewünschte Auskunft.

Für den Vorstand:

Justizrat Dr. LEO WURZMANN
Vorsitzer.